

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XI. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1931

Heft 2

Werkleute.

Im Leben gilt nur eins: das Werk, die Tat!
Und wer mit Worten feilscht auf Markt und Gassen,
Ist unser nicht! Wir wollen ihn nicht hassen,
Doch wissen wir für ihn uns keinen Rat.

Im Leben gilt nur eins: die harte Pflicht!
Wer sie nicht fühlte, ist nicht unser Mann,
Im schweren Muß erst zeigt sich, was man kann.
Wer das erlebte, schweigt und redet nicht.

Im Leben gilt allein nur deine Tat,
Und die sei ganz! Was dann die andern sagen,
Laß dich nicht kümmern! Glaube muß dich tragen
Zu neuem Schaffen und noch größrer Tat.

Eberhard Clemen-Bochum.



Die Gerechtigkeit.

Von Hans Burgkmair d. Ä., geboren in Augsburg 1473, gestorben 1532.

Die Welt des Rechts.

Aus dem Rechtsleben der Gegenwart.

Von Gerichtsassessor Dr. jur. G. R. Schmelzeisen.

I. Einführung.

Alles Recht wurzelt zutiefst im Bereich des Geistigen. Nicht die Macht der Tatsachen oder die überlegene Gewalt des Stärkeren zeugen das Recht, sondern die Überzeugung der in der Rechtsgemeinschaft verbundenen Menschen. „Wo die Gewalt herrscht, schweigen die Rechte“ — dieser uralte Glaube des Volkes birgt eine noch heute gültige Wahrheit vom Recht in sich. Das Recht ist erhaben über den Außerlichkeiten des Daseins, hoch erhaben über aller menschlicher Willkür. Wenn die Könige des jungen fränkischen Reichs zur Erhaltung desselben manche Maßnahme ergriffen, zu der das Recht ihnen keine Befugnis gab, so handelten sie sicherlich aus ihrer weitschauenden, wirkungskräftigen Führerbegabung. Der Erfolg blieb ihnen dann auch nicht versagt. Das Reich überdauerte alle widrigen Schicksale und wurde der Grundstock zweier mächtiger Nationen. Aber all das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese politisch wertvollen Taten ein Unrecht, ein Rechtsbruch waren. Erst als im Laufe der Zeit auch die Untertanen zu der Überzeugung gelangten, daß die Taten des Herrschers nicht nur erfolg- und segensreich, sondern, mehr noch als dies, auch dem Recht entsprechend seien, da war aus der Wurzel des Rechtsbruchs Recht entsprossen. Dies Beispiel wiederholt sich immer wieder in der Weltgeschichte.

Wenn das Recht der Sphäre des Geistigen angehört, dann kann es nicht wundernehmen, wenn eine Zeit wie die unsere sich im ganzen so wenig mit ihm verbunden fühlt. Ist doch

unsere Gegenwart in ihrem ganzen Sinnen und Trachten fast ausschließlich auf das Nützliche, das Wirtschaftliche, das rein Materielle gerichtet. Sicherlich, auch diese Dinge spielen in unserem Dasein eine gewichtige Rolle. Jedes Recht wäre inhaltsarm und blutleer, würde es sich nicht auch des Materiellen annehmen. Es muß schon darauf achten, daß dem einzelnen Rechtsgenossen wie der ganzen Rechtsgenossenschaft Leben und Daseinsberechtigung erhalten bleiben. Aber es fragt sich am Ende doch immer, ob das Recht das materielle Wohlergehen als sein einziges Ziel ansehen soll oder ob es darüber hinaus höhere Werte, vor allem den Dienst an der Kultur, im Auge halten muß. Wer seine Weltanschauung nicht nur auf gesättigtes Wohlergehen abstellt, wird die Frage stets im letzteren Sinne beantworten. Unsere so einseitig auf das Nützliche gerichtete Zeit hat demgegenüber naturgemäß auch das Recht in seinen Bann gezogen und oft genug als reine Interessenregelung aufgefaßt. Aber es mehrten sich die Stimmen derer, die dem Recht seinen übermateriellen Kulturwert zurückgeben wollen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir vor einem Zeitalter tiefer geistiger Verinnerlichung auf allen Lebensgebieten. In ihm wird auch das Recht an innerem Wert gewinnen. Die große leibliche Not, die nicht nur auf unserem Vaterland, sondern über der ganzen europäischen Welt lastet, wird die Menschen inne werden lassen, daß sie nicht allein vom Brote leben.



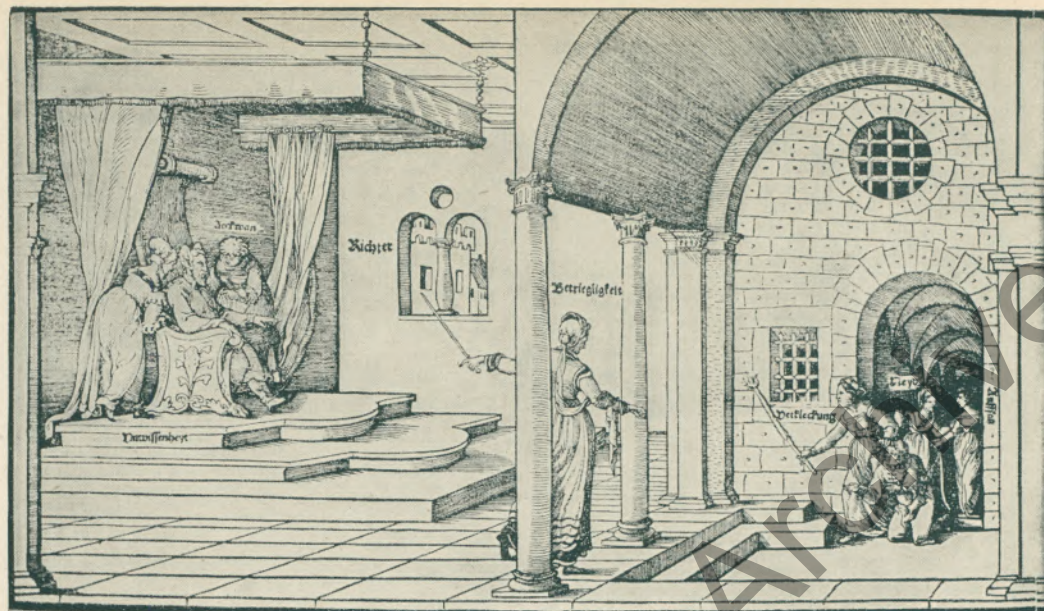
Gerichtssitzung im Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Zeichnung von Hans Burgkmair.

So bedürfte eine allgemeinere Behandlung rechtlicher Fragen kaum einer besonderen Rechtfertigung. Sie kann mit einigen Vorbehalten gewiß auf weitere Beachtung hoffen. Freilich ist in der Popularisierung des Rechts schon seit einiger Zeit mancherlei getan worden. Wer indes näher hinsieht, der wird gewahr, daß es sich hier weniger handelt um eine gegenseitige Durchdringung von Volk und Recht, als vielmehr um das rein äußerliche Ansammeln nützheter Tatsachenstoffes in der Hoffnung, ihn letzten Endes recht gut zum eigenen Vorwärtskommen gebrauchen zu können. Wer so verfährt, braucht wirklich nicht damit zu rechnen, daß er dem Recht als Kulturwert einen Dienst erweise. Ganz im Gegenteil kommt es darauf an, das Recht weltanschaulich in den weitesten Kreisen zu festigen. Das erreicht man aber keineswegs durch einseitige intellektualistische Behandlung des Rechts. Weltanschauung wie Rechtsanschauung erwirbt nur der sich selbst und seine Umwelt Erlebende. Erlebnisse sind aber gleichermaßen eine Sache des Herzens wie des Hirns. Wer denkend und empfindend das Dasein zu erleben strebt, der wird an der Vergangenheit nie achtlos vorübergehen können. Denn er weiß, wie alles Sein aus dem Gewesenen geworden. Auch das Recht ist geschichtlich bedingt. Zu früheren Zeiten dachte man zwar gelegentlich anders. Besonders das sogenannte Naturrecht des 17. und 18. Jahrhunderts verstieg sich zu der Behauptung, es gäbe ein für alle Menschen und alle Zeiten gültiges Recht. Heute wissen wir, daß jeder Zeit und jedem Volk ein anderes Recht eigen ist. Eine Zeit wie die unsere, mit ihrem hochentwickeltesten Verkehr, muß notwendigerweise ein anderes Recht hervorbringen als die Zeiten nomadisierender Völkerschaften, religiöser Begeisterung oder des Lebensrittertums. Es gibt eben kein absolutes gültiges Recht, sondern nur ein von Raum und Zeit abhängiges.

Dennoch bleibt ein gewisser Zusammenhang gewahrt. Innerhalb verschiedener Rechtsräume findet nicht selten ein Rechtsausgleich statt. Der Sachsenspiegel galt im Mittelalter weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Andererseits nahm man in den deutschen Landen das in Italien wiedererweckte römische Recht auf. Und auch die Zeiträume stehen untereinander in Verbindung. Unser modernes Recht pflegt noch viele Gedanken der Vergangenheit. Wie es scheint, steht sogar das ältere deutsche Recht vor einer Wiedergeburt größeren Ausmaßes. In der Eigentumsordnung wird heute bereits an Formen angeknüpft, die dem Mittelalter geläufiger waren als unserer jüngsten Vergangenheit. Besonders machtvoll wird der altdeutsche Genossenschaftsgedanke in naher Zukunft auferstehen. Trotz aller Zusammenhänge in Raum und Zeit tritt uns aber ständig wieder unabweislich und eindringlich vor Augen, wie das Recht vor allem völkisch bedingt ist. Seit dem 18. Jahrhundert hat diese Erkenntnis immer stärkere Stützen gefunden. Das völkische Element gibt dem Recht seine Eigenart wie seine Stärke. Wollen wir ein gesundes, kräftiges Recht, so seien wir bedacht, daß es deutsch sei.

Wichtig ist auch die Erkenntnis des Gesetzes des historischen Wandens. Alle Kultur ist in ihren Anfängen massig gleich einem unbehauenen Marmorblock. Er verrät seine Kraft schon durch seine äußere Erscheinung. Erst im Laufe der Zeit nimmt er in seinen Einzelheiten feinere Formen an. So auch das Recht. Bei jungen Völkern tritt es als Eigengebilde noch kaum in die Erscheinung. Es ist tief eingebettet in die Eingestaltung des geistigen Lebens. Erst mit der weiteren Entwicklung scheidet es sich als Eigengröße von der Religion, der Sittlichkeit, dem Brauch. Jetzt erkennt man, daß die Religion es mit anderen Werten zu tun hat als das Recht. Sie ist jenseitig gerichtet und empfängt von der Gottheit ihre Weihe. Das Recht dagegen hat es stets nur mit dem Dies-



Allegorische Zeichnung einer
 Von Erhard Schön, Maler und Zeichner
 Der Richter sitzt mit Efelsohren auf dem Richterstuhl, die Laster zeigen in

seits zu tun. Schützt es die religiöse Überzeugung, so nicht um des religiösen Inhalts, sondern weil sie dem Menschen auch einen diesseitigen, von den Mitmenschen verletzbaren Wert bietet. Von der Vorstellung des Sachsenspiegels, Gott selbst sei das Recht, sind wir heute weit entfernt — wie ich meinen möchte, nicht zum Schaden für Religion oder Recht.

Nicht anders steht es um Recht und Sittlichkeit. Früher lebten die Menschen in kleineren, dafür zwar auch intimeren Gemeinschaften zusammen. Da mochte die allgemeine Sittlichkeit leicht verpflichtenden Charakter annehmen. Heute erscheinen uns als Inhalt der Sittlichkeit der gute Wille und die gute Tat. Das Recht erhebt demgegenüber mindere Ansprüche. Es begnügt sich im allgemeinen mit einem Verhalten, das ihm gemäß ist und damit dem Gerechtigkeitsideal nicht widerspricht. Der von seinem Gläubiger aus der Schuld entlassene Knecht des Evangeliums, der seinerseits seinen Schuldner hartherzig preßt, handelt der Moral zuwider, aber er ist durchaus im Recht. So erscheint das Recht als die äußere Ordnung des Gemeinlebens. Es wendet sich nicht wie die Sittlichkeit an das Gewissen, sondern es heischt gebieterisch vom Willen, daß er sich seiner Ordnung füge.

Ähnlich unterscheidet sich der Brauch von der Moral. Auch bei ihm kommt es lediglich auf das äußere Verhalten an. Aber er steht nicht unter der Vorstellung, Forderungen an den einzelnen stellen zu können. Wer sich dem Brauch widersetzt, wird vielleicht als Sonderling angesehen. Einen Rechtsbrecher wird niemand in ihm erblicken.

Kommt aber zu dem Brauch die Vorstellung, daß er eine Zwangsordnung für jeden Angehörigen der den Brauch übenden Gemeinschaft darstelle, dann ist er zum Recht geworden. Vieles Recht ist auf solche Weise geworden. Die ständige Übung und der in ihr hervortretende Wille, die Übung solle verbindlich sein, lassen aus dem bloßen Brauch das sogenannte Gewohnheitsrecht entstehen. Frühere Zeiten begnügten sich beinahe ausschließlich mit derartigem Gewohnheitsrecht. Erst bei stärkerer Organisation der Rechtsgemeinschaft macht sich das sogenannte Satzungsrecht in Gestalt des Gesetzes oder der Verordnung stärker bemerkbar. Der komplizierte Organismus des modernen Staates könnte ohne Satzungsrecht nicht bestehen. Überhaupt drängt jede eingehendere Fügung eines Gemeinwesens immer zu dieser Art

Recht. Personen, die sich zu einem Verein zusammenschließen, lassen das Recht, nach dem sie im Verein leben, wohl selten aus der Übung entstehen. Sie pflegen vielmehr ihre Rechtsordnung von vornherein durch eine Satzung festzulegen. Das birgt eine größere Sicherheit für die Rechtsunterworfenen in sich. Dem einzelnen ist das Recht leichter erkennbar, während man nicht immer mit Sicherheit sagen kann, ob sich ein Brauch schon zum Gewohnheitsrecht verdichtet hat. Doch ist das Gewohnheitsrecht keineswegs durch das Gesetzesrecht verdrängt. Es kann auch heute noch werden und wachsen. Freilich muß es sich im Verhältnis zum gut ausgearbeiteten Gesetz in der Regel mit einem bescheideneren Dasein begnügen. Soweit jedoch das Gesetz Lücken aufweist oder für bestimmte Fragen ein Gesetz überhaupt nicht besteht, hat das Gewohnheitsrecht ungeahnte Möglichkeiten, an der Ausfüllung der Lücken und an einer Fortbildung des Rechts mitzuwirken. Die beim Volke so beliebt gewordene Sicherheitsübereignung, die unter Mißachtung der pfandrechtlichen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches erfolgt und trotz dieser Mißachtung des Gesetzes allgemein anerkannt wird, darf als ein sprechendes Beispiel modernen Gewohnheitsrechts hingestellt werden.

Jede Rechtsordnung erschöpft sich in der Wahrung des Friedens unter den einzelnen Rechtsgenossen, die gegeneinander in Rechten und den ihnen entsprechenden Pflichten gebunden und verbunden sind. Dem einzelnen verleiht die Rechtsordnung ein sogenanntes subjektives Recht, kraft dessen er eine Machtbefugnis über die anderen Genossen hat. Wenn mir das Recht das Eigentum (das ist ein subjektives Recht) an meinem Buch zuerkennt, so legt es demgegenüber jedem anderen Rechtsgenossen die Pflicht auf, dieses mein Recht nicht zu kränken, wie ich umgekehrt gehalten bin, sein Eigen nicht zu mißachten. Achtet in dieser Weise jeder des anderen Recht, so bedeutet das eine ungemeine Stärkung des allgemeinen Friedens. Zwar sind Recht und Friede keineswegs dasselbe. Friedensbeziehungen können sehr wohl ohne eine verpflichtende Rechtsnorm vorkommen (Freundschaft!), wie umgekehrt das Recht hie und da, namentlich bei seiner Durchführung, den Frieden stören kann (Zwangsvollstreckung, Bestrafung). Dennoch kann es keinen Zweifel leiden, daß Recht und Frieden in vielem voneinander abhängen. Gelingt es dem Recht, den Frieden zu wahren und dabei dem Gerechtig-



schlechten Gerechtigkeitspflege.

in Nürnberg, gestorben um 1550.

verschiedenen Gruppen ihren Einfluß. Die Wahrheit steht außen an der Tür

keitsideal möglichst nahezu kommen, so ist es gewiß ein gutes Recht. Doch vergesse man nicht: auch das Recht ist Menschenwerk und trägt wie alles Menschenwerk Mängel an sich!

Ideale sind dazu da, daß der Mensch sich an sie hingebe, selbst wenn er weiß, daß er sie in Ewigkeit nicht erreichen werde. Das gilt auch vom Gerechtigkeitsideal. Es führt uns immer wieder vor Augen, wie glücklich und friedevoll es wäre, wenn alles Recht stets und ständig im Bereich des Daseins bestünde. Wir wissen indes alle viel zu gut, wie oft das Recht dem Unrecht weichen muß. Dennoch glauben wir an das Ideal einer Gerechtigkeit. Dieser Glaube erfordert gewiß eine starke sittliche Kraft. Hier zeigt sich die große Bedeutung, die im Rechtsleben lebsthin doch auch der Sittlichkeit zukommt. Tatsächlich hat sich das Recht auch nie völlig den Anforderungen der Sittlichkeit verschließen können. Das darf man mit besonderer Anerkennung auch von unserem Gegenwartsrecht sagen. An mehr als einer Stelle verwirft es die sittenwidrige

Handlungsweise und mißbilligt sie als eine rechtswidrige. Bezeichnend § 826 BGB.: „Wer in einer gegen die guten Sitten verstößenden Weise einem anderen vorsätzlich Schaden zufügt, ist dem anderen zum Erfasse des Schadens verpflichtet.“ Eine hohe ethische Gesinnung wird damit keinem als Pflicht auferlegt. Aber es wird von ihm verlangt, daß er sich dem durchschnittlichen Anstandsgefühl unterwirft. Die Regel des § 826, eines der sogenannten „Königlichen“ Paragraphen, hat außerordentlich fruchtbar gewirkt. Sie hat es der Rechtsprechung immer wieder ermöglicht, das Rechtsleben mit dem Gerechtigkeitsideal in einen wohlthätigen Einklang zu bringen. Überhaupt: Je innerlicher, kulturfördernder und edler ein Recht, desto enger wird es sich mit dem Kulturganzen verwachsen fühlen, desto weniger wird es dem Kulturleben gegenüber eine Eigengröße zu sein beanspruchen. Das gute Recht lebt mitten unter den Menschen!

(Fortsetzung folgt.)



Standgericht.

Zeichnung aus der Folge „Die großen Kriegsübel“ von Jacques Callot (Nancy 1592—1635).

Rechtsätze aus dem Wandel der Jahrtausende.

Wer in den Rechtsaufzeichnungen der Vergangenheit blättert, findet eine bunte Fülle merkwürdiger Sätze. Manche klingen fast modern an, andere tragen das Zeichen des Zufälligen oder Kuriosen, manche sind längst unter den Trümmern der Vergangenheit begraben, wieder andere haben den Gang der Geschichte maßgebend beeinflusst. Alle aber lassen erkennen, wie das Recht von je mit dem Menschenschicksal verwachsen war.

Gesetz des Babylonerkönigs Hammurabi (etwa 2000 vor Chr.).

„Wenn ein Geschäftsmann einem Zwischenhändler Getreide, Wolle, Del oder sonstiges Gut zum Vertrieb gibt, soll der Zwischenhändler eine Verschreibung über den Betrag geben und ihn dem Geschäftsmann erstatten. Dann soll er die Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann gibt, erhalten.“

Wenn der Zwischenhändler säumig ist, Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann gegeben hat, sich nicht geben läßt, so soll das Geld, das nicht quittiert ist, nicht zum Vermögen („Haben“) gefaßt werden.“
(Ulbert. Winckler.)

Welch hoch entwickelte Handels- und Verkehrsverhältnisse in dem ältesten Gesetzeswerk der Weltgeschichte!

Römisches Gesetz der XII Tafeln (5. Jhdt. vor Chr.).

„Wenn der Vater seinen Sohn dreimal in die Knechtschaft verkauft hat, soll der Sohn von der Gewalt des Vaters frei sein.“

Ein sprechendes Beispiel für die fast schrankenlose Gewalt des römischen Familienvaters über seine Hausunterworfenen!

Volksrecht der salischen Franken (etwa 500 nach Chr.).

„Der Grund und Boden des freien salischen Franken wird nicht vom Weibe geerbt, sondern all dieses Land gelangt nur an den Mannesstamm, an die, die Brüder gewesen sind.“

Das ist die Auffassung eines markigen Bauernvolks. Nachmals wurde die Bestimmung als sog. „Salisches Gesetz“ maßgebend im Thronfolgerecht und hat als solches mehr als einmal die Weltgeschichte bewegt.

Sachsenspiegel (Anfang des 13. Jhdts.).

„Zwei swert lîz got in ertrîche zu beschirmene die crîstenheit. Deme bîbste ist gesaczt daz geistliche, deme keisere daz werltliche. Deme bîbste ist ouch gesaczt zu rîtene zu bescheidenere zît uf eine blanken pferde, und der keiser sal im den stegreîf halden, durch daz der satel nicht en winde; daz ist die bezeicheneunge: swaz deme bîbste widerstet, des her nicht mit geistlichem gerichte getwîngen mag, daz ez der keiser mit werltlichem gerichte twînge, deme bîbste gehôrsam zu wesen; sô soll ouch sîn geistliche gewalt helfen deme werltlichen gerichte, ab ez sîn bedarf.“

Hier im 1. Artikel des 1. Buches unseres bedeutendsten deutschen Rechtsdenkmals spiegelt sich plastisch der große politische Kampf der deutschen Kaiserzeit. Noch stehen Kaiser und Papst als ebenbürtige Mächte gegenüber. Wenn der Kaiser dem Papst den Steigbügel halten soll, so ist das nicht mehr als eine Frage kurialer Etikette. Ganz anders der etwa 60 Jahre später geschriebene Schwabenspiegel: Nach ihm hat Gott das geistliche und weltliche Richtschwert dem Papst verliehen, welcher erst seinerseits das letztere dem Kaiser weiterreicht. Das ist der Sieg der kirchlichen Anschauung!

Defension von Stans (Tirol) (1638).

„Item ob ain Prunst (Feuersbrunst) auffkam ainem in sein Haus und Gemächen, der soll das beschreiben, alsbald er dessen gewar wiert, und soll seines Guets nicht austragen. Zuet er das und hat das Feur laut beschrien: „auf, auf, lieben Nachpaur! es print in meinem Haus!“ so ist er seinen Nachpaur oder dem Gericht, noch niemant nichts darumb schuldig; tât aber ainer oder ains das nicht, und beschreir das Feur nicht, als vorsteet, und trieg sein Guet aus, der ist schuldig, allen Schaden abzutragen und zu pießen (büßen).“
(v. Rüngberg.)

Solche und andere Bestimmungen der Bauernweistümer wurzeln tief im bäuerlichen Denken und in den ländlichen Verhältnissen. Vor allem gilt es, den gemeinsamen Gefahren genossenschaftlich entgegenzutreten.

Willkür der Stadt Kulm (14. Jhdt.).

„Wir wollen ouch, wer czu vns kumt von bussîn, der sal keyn erbe kowfen noch myten, her gewynne denne e syn borgerrecht.“

Die deutschen Städte duldeten keinen in ihren Mauern, der nicht auch das Bürgerrecht erwarb und mit der Gesamtheit der Bürger der Stadt diente. Durch solche Unduldsamkeit gegen Nichtbürger sonderten sie sich zwar vom platten Lande, errangen sich aber andererseits eine bedeutende Stellung.

Preussisches Allgemeines Landrecht (1794).

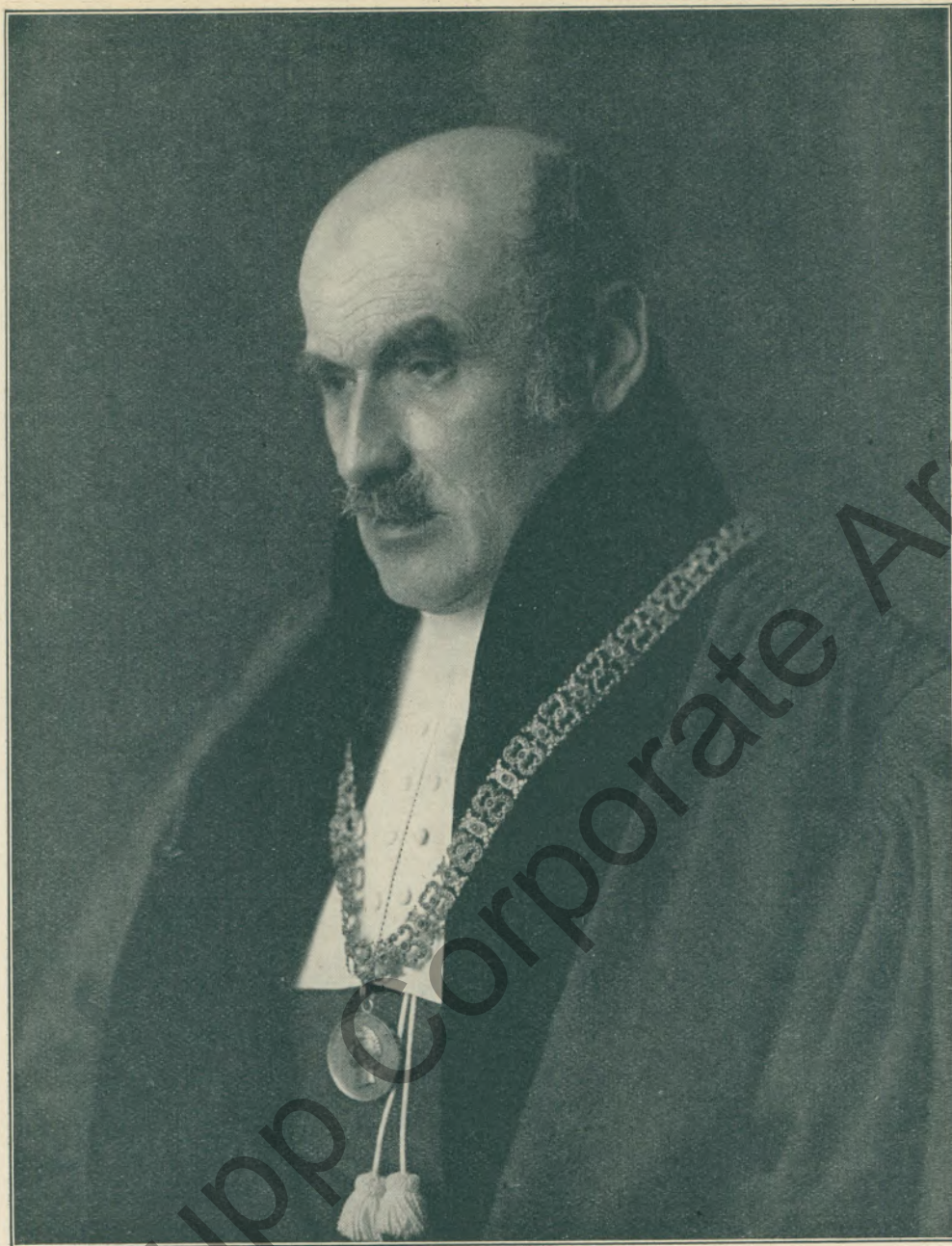
„Ein jeder Landmann ist die Cultur seines Grundstücks, auch zur Unterstützung der gemeinen Nothdurft, wirtschaftlich zu betreiben schuldig.“

Das ist ein Gedankengang des absoluten Staates, der im Interesse seines Bestandes die privatrechtliche Willkür des Einzelnen scharf beschneiden muß. Dabei wird des Wohlergehens des Einzelnen wie der Gesamtheit gedacht. Heute — nach einer Zeit fast schrankenloser Eigentumsmacht — wieder stärkere Betonung der Gemeinschaftsinteressen:

Deutsche Reichsverfassung vom 11. 8. 1919.

Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste.

Dr. jur. R. G. Sch.



Lichtbild: Müller-Hilteorf.

Der Wissenschaftler.

Geheimrat Prof. Dr. Karl Vossler, München.

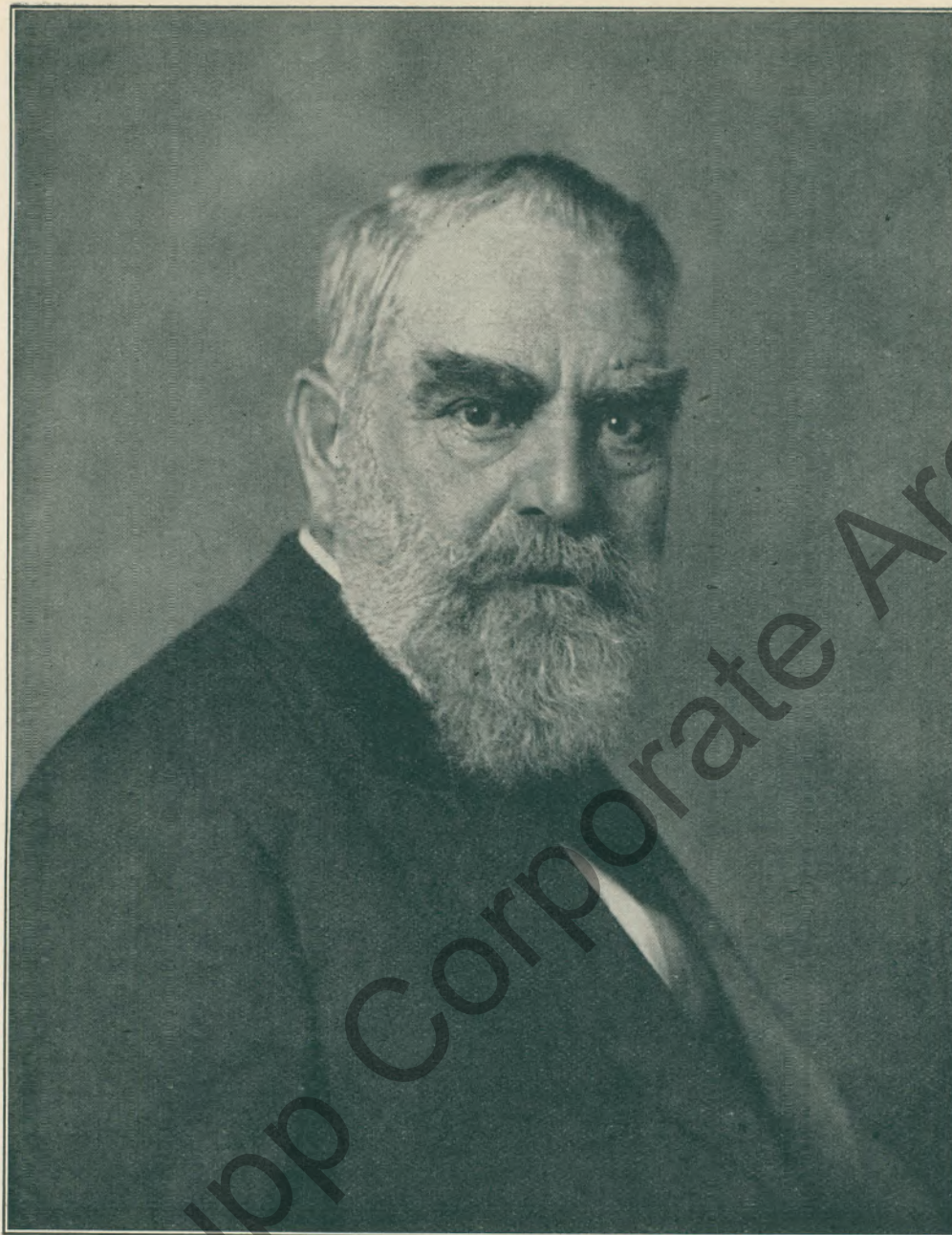
Das Antlitz des geistigen Deutschen von heute.

Von D. Trimborn.

Tageszeitungen und viele illustrierte Wochenblätter Deutschlands tragen seit einigen Jahren der Neugier such und Oberflächlichkeit weiter Volkskreise nach ausländischem, insonderheit amerikanischem Muster durch Unterstützung eines über jedes vernünftige Maß hinausgehenden photographischen Personenkultes Rechnung. Der deutsche Zeitungsleser erstickt fast unter Bildnissen von Tagesberühmtheiten, für die das Wort „Prominente“ gefunden wurde und in sinnloser Verschwendung angewendet wird. Prominente in diesem Sinne sind hauptsächlich Kinoschauspieler beiderlei Geschlechts, Fußballhelden, vor allem aber Borerfürsten, Schönheitsköniginnen und sonstige Zeitgenossen — Tagesgrößen, die, kaum empor-

gehoben aus dem Schwall der Talente und Talentchen, nach kurzen Ruhmestagen wieder sang- und klanglos untertauchen. Wie sich's auch gehört — denn sie haben kein Anrecht auf bleibende Anteilnahme und Erinnerung, weil sie für die Weiter- und Höherentwicklung ihres Volkes nichts getan, eher zu der geistigen Weiterverödung der Menge beigetragen haben.

Es ist ein Jammer um die so irreführte Masse, und es ist ein Jammer um die Presse, die diese Irreführung Tag für Tag fördert! Nicht das sind die, auf die das Volk schauen, in deren Antlitz es blicken sollte. Es gibt andere „Prominente“, die nichts mit Neugier und Verhimmelung zu tun haben, die aber aus dem Volke wahrhaft „prominieren“, aus ihm hervor-



Der Ingenieur.

Sichtbild: Müller-Hilsdorf.

Gen. Raurat Excellenz Dr. Oskar von Miller.

ragen, es überragen. deren Kopf, Antlitz, Auge dem ernsthaften, nachdenklichen Beschauer sagen: Wir wollen Führer unseres Volkes sein und sind es, Träger deutscher Kultur, Schaffende im Dienste der Volksgemeinschaft, Wirkende im deutschen Geiste, Klüger und kundige Vollzieher volksorganischen Lebens, aus dessen Strom wir alle unsere Kräfte schöpfen, damit unser Volk Bestand habe und sich weiter-, höherentwickle zu einer besseren Zukunft!

Der geistig bedeutende Mensch ist selten „schön“, insbesondere nicht der deutsche. Die deutschen Köpfe haben oft „heftige“ Profile, einen stark modellierten Schädel, kräftig geformte Nasen, scharf gezeichneten Mund, großformiges Kinn, sie entbehren der weichen, sanft geschwungenen Linien, sie sind eben nicht äußerlich schön. Dafür aber prägt sich im Angesicht des Deutschen stark das Leben des Charakters und deutlich die soziale Stellung aus. Selbst da, wo das Sachliche ihm nach Beruf und Neigung den leicht erkennbaren Hauptzug verleiht, fehlt fast nie ganz das Sentimentalische. Seine

Augen künden fast immer von grüblerischem Denken; der faustische Drang zum Ergründen letzter Wahrheiten — das Charakteristikum des deutschen Menschen — schimmert in ihnen.

Die Lichtbildkunst hält diese Männer in anderer Weise im Bilde fest als jene mit der überfüllten Maske und der aufschablonierten Verühmtheit. Hier gilt es nicht, ein erstarrtes „Moment“ gefischt festzuhalten, sondern die Summe der Gesichtser eines Menschen, das Antlitz. Denn der Mensch hat nicht nur ein Angesicht; er, besonders der feinnervige, geistig hochstehende, sieht heute nicht aus wie gestern und morgen, in dieser Stunde nicht wie in der vorigen und nächsten. Nicht nur wechselnde Stirnungen werfen Lichter und Schatten auf sein Angesicht: Gedanken, Hemmungen, Befreiungen, Wollen, Entschluß, Vermögen, Versagen, Entsagen, Vollbringen, Vollenden, Schwankungen, Stärke, Schwäche — das alles huscht tausendfältig im Muskelspiel, in kaum gefühlten, kaum wahrzunehmenden Änderungen der Hautoberfläche über das Gesicht und wechselt von Augenblick zu Augenblick.



Lichtbild: Müller-Silsdorf.

Der Komponist.

Hans Pfitzner.

Der moderne Bildnephograph, sofern er ein Künstler ist und soweit es ihm die Abhängigkeit von der technischen Apparatur gestattet, schafft nicht ein äußerlich, sondern ein innerlich ähnliches Bild seines Modells. Er erschaut, erfühlt, erfasst in dem Gesicht alles und faßt es künstlerisch zusammen zu einem geschlossenen Ganzen. Er hebt das Zeitgeschichtliche, das Besondere hervor und gibt so in seinen Bildnissen bedeutender Deutscher starke Zeugnisse deutschen Lebens, die unmittelbar und überzeugend auf den Betrachter wirken.

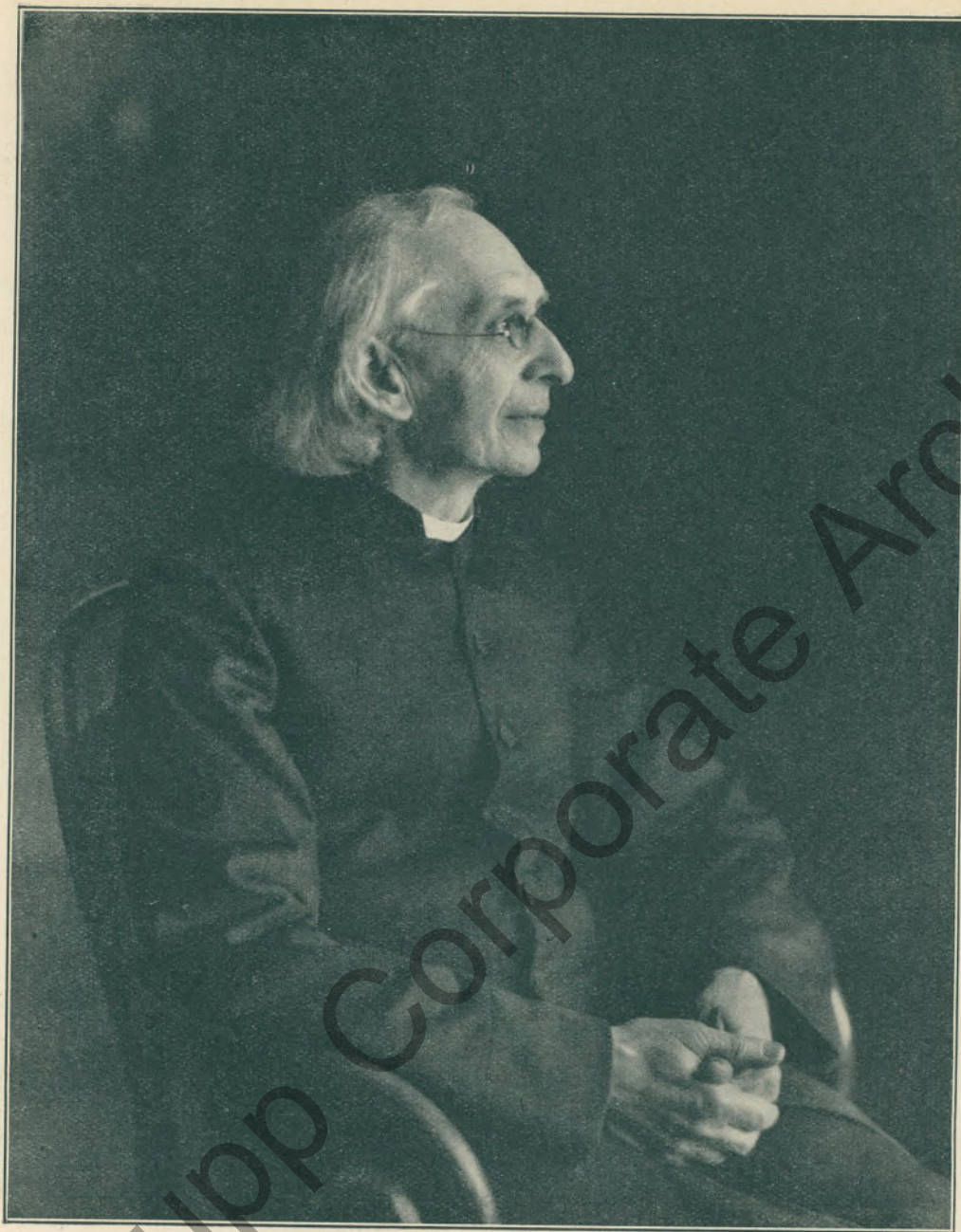
So mag dann der nachdenkliche Deutsche solche Bildnisse von Menschen seiner Zeit, von geistig hochstehenden Volksgenossen mit Gewinn betrachten und die Dargestellten als Rinder deutscher Kultur erkennen, er mag in ihren Antlitz den deutschen Willen lesen, der aus der Enge in die Weite strebt, und mag mit Genugtuung feststellen, daß auch gegenwärtig eine Fülle deutscher Persönlichkeiten am Lebensgebäude deutscher Kultur arbeitet.

Oft wird er bei einer innerlichen Zwiesprache mit solchen

wahren deutschen Köpfen gemeinsame Züge und Merkmale feststellen, die Beruf und Stellung einer Gruppe geben oder sie von andern unterscheiden. Oft auch wird er empfinden, daß das Antlitz des Dargestellten ganz und restlos der Spiegel seiner Seele, seines Lebens, seiner Taten ist. Und manchmal wird er auch vor Rätseln stehen oder gar enttäuscht sein. Immer aber wird er in solchen Antlitzern Menschen sehen, die aus der Menge emporragen nicht weil sie „schön“ sind oder sein wollen, sondern weil ihre Seele aus ihren Zügen spricht, er wird die Lebensgebärde des Deutschen erkennen.

Ist nicht der mächtige Rundkopf Hindenburgs mit der eckigen Stirn der Typus des derben, willenskräftigen, unternehmenden und starkmutigen Mannes voller Selbstzucht und Geradheit, ist er nicht typisch deutsch? Glänzt nicht in den Augen Friedrich Eberts etwas von deutscher Träumerei, die dem Eigenwillen der scharf begrenzten Stirn und des starken Kinns das Gewicht hält?

Oskar von Miller, der Schöpfer des Deutschen Mu-



Der Geistliche.

Lichtbild: Müller-Hilsdorf.

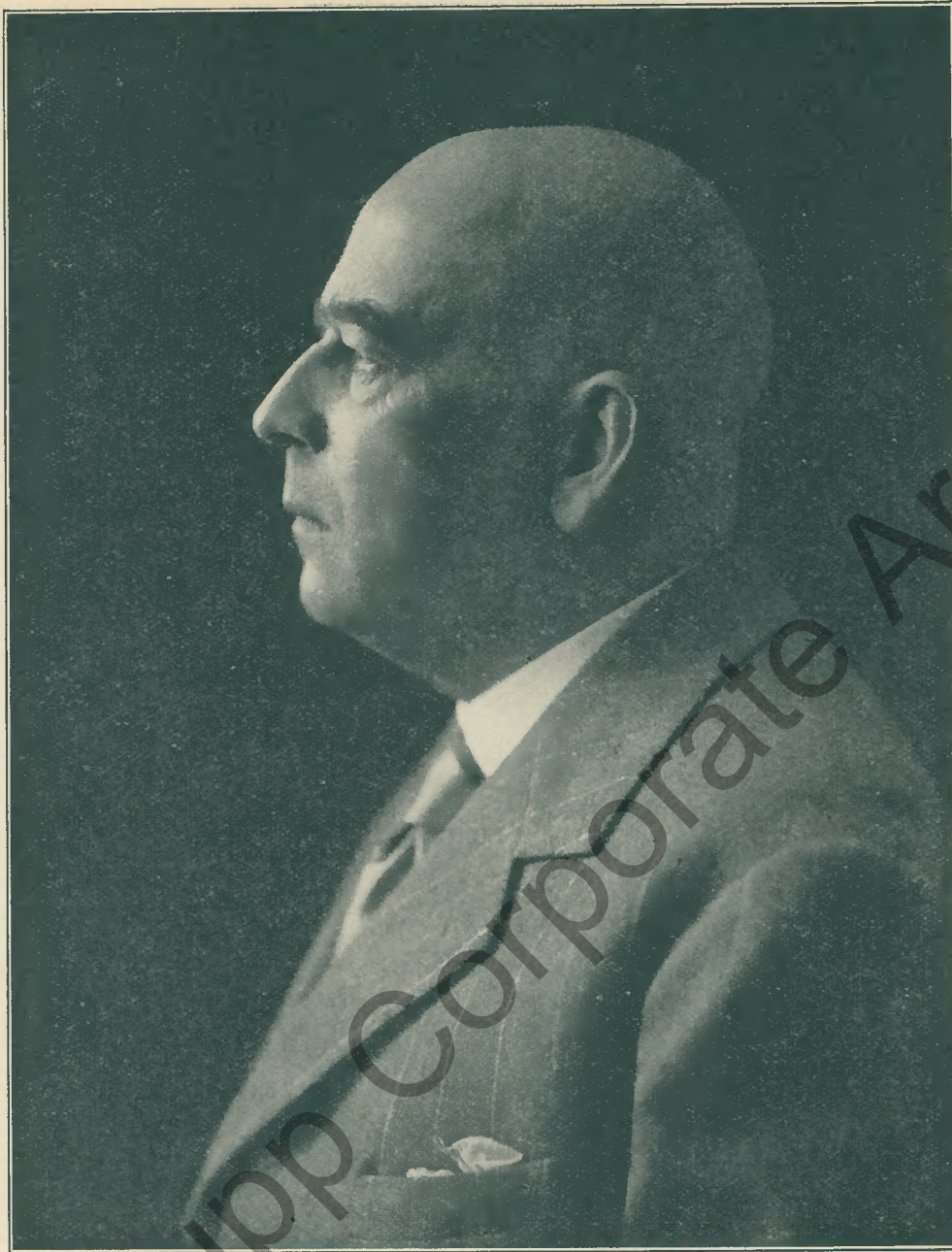
D. Heinrich Siethl, Professor an der Universität München.

seums in München, ist er nicht ganz Bajuware, starrköpfig, mit klugen Augen und entschlossenem Mund? Das Antlitz eines, der sich unter allen Umständen durchsetzt. Und doch schaut der Schalk aus seinen Augen, um die Mundwinkel spielt jener biedere Humor, der dem bayrischen Holzfäller, kämpft er auch hart ums Lebensbrot, doch im Nacken sitzt und dem trotzigen Mut Gesellschaft leistet, der nicht weit von Streitsucht ist, weil die starke Naturkraft des Lebenswillens sich laut und lebhaft betätigen muß. Diesem zähen Bajuwarenschädel also verdankt das deutsche Volk jenes aus dem Nichts entstandene Wunderhaus in München, um das uns die Welt beneidet! Wer einmal Bildnisse von Führern der Wirtschaft und Meistern der Technik eingehend betrachtet, wird oft bei ihnen einen solchen beobachtenden Blick finden wie hier auf dem Bildnis v. Millers, er wird schmale Lippen festgeschlossen sehen, hinter denen die Zunge wohlbehütet ist, wird eine klare Stirn finden, die scharfe Gedanken fest umschließt, das Zeichen geistiger Bedeutung.

Gibt es ein typischeres Bild des Geistlichen als das Professor Heinrich Siethls? Das Antlitz der Sitz überzeitlicher Ruhe, fröhlichen Glaubens, das Auge voll freundlicher Güte, das Ohr willig zu hören, der „Pastorenmund“ Born gutgemeinter Lehren, die zusammengelegten Hände das Abbild innerer Sammlung, seelischen Friedens, abgeklärter Lebensweisheit.

Wie anders spricht zu uns das Bildnis des Geheimrats Professor Dr. Karl Vogler! Dort menschliche Güte, hier in feingeschnittenem Gesicht Adel hoher wissenschaftlicher Bildung, logischen Denkens, tiefen Sichversenkens, stärksten Pflichtgefühls.

Ein anderer Gelehrter: Oswald Spengler, der Historiker. Klug blicken die Augen dieses in scharfem Denkerkampf um die Wahrheit Ringenden auf einen Punkt in der Ferne, in weite Fernen, in die Zukunft, als wollten sie sie ergründen, als sähen sie ein feindliches Schicksal nahen. Nichts Gutes scheint der Geher zu erspähen — hinter der klaren Stirn birgt



Lichtbild: Müller-Hilsdorf.

Der Geschichtsforscher.

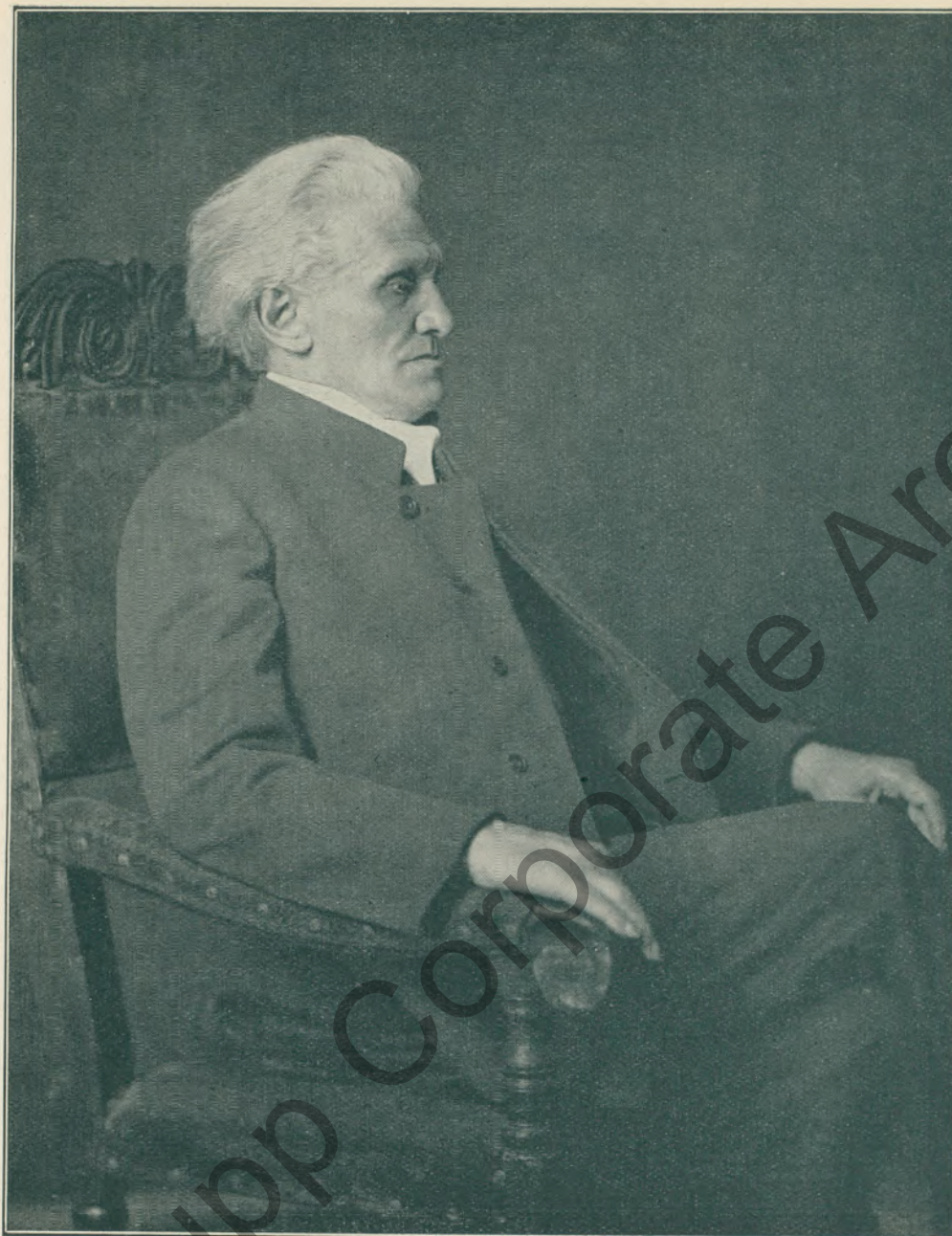
Oswald Spengler.

sich ein Gehirn, das scharf zu arbeiten gewöhnt ist, diese Nase kündigt nicht nur Energie, sie verrät des Forschers dichterischen Seelenschwung, die Nasenflügel wittern Kommendes; nichts Grobes, Gutes ist es, wie der herabgezogene Mund sagt, ohne daß er spricht. Dieser weitblickende Mann, Mathematiker, Philosoph, Historiker, heute erst gerade fünfzig Jahre alt, schrieb vor nun anderthalb Jahrzehnten den „Untergang des Abendlandes“, das die Augen der Welt auf ihn lenkte, der in einer Person nüchterner Rechner, scharfer Denker, unbestechlicher Schilderer und warnender Seher ist.

Künstler — wir erkennen sie heute nicht mehr an Sammetjoppe, Schlapphut und Flatterschlips. Eine undefinierbare Mischung von Weichheit und Kraft formt ihre Züge und Gestalt, eine Mischung, die, heute weit entfernt von allem Sichgehenlassen, doch nicht beim Gelehrten, nicht beim Bürger gefunden wird, die selbst dann nicht schwindet und sich nicht scheidet, wenn, wie bei manchen Baukünstlern, also beruflich, nicht aus Neigung oder Geschmack, äußerste Sachlichkeit er-

strebt wird. Nie fehlt der romantische Einschlag, nie die Loslösung vom Konventionellen — würden sie sonst Künstler sein? Da ist Stefan George, der Schöpfer deutscher Dichtung in neuklassischer Sprache und Form. Nur ein begrenzter Kreis gebildeter Deutscher weiß etwas von ihm und seinem großen Werk. Er ist nichts weniger als „populär“, kann es nicht, will es nicht sein; es ist augenblicklich noch nicht nötig, daß jeder Bildungshungrige „Das Jahr der Seele“, den „Teppich des Lebens“, „Das neue Reich“ liest, denn diese Werke sind keine Unterhaltungsliteratur, sie müssen auf andere Art gelesen werden, als man heutzutage gemeiniglich zu lesen pflegt. Aber so viel kann gesagt werden, daß die Wirkung, die von dem Dichter und seinem Werk ausgeht, heute bereits groß ist. Der Geist Georges, des Einsamen, dringt ruhig, verborgen, sicher in weite Kreise unseres Volkes, der deutschen Jugend.

Sein Bildnis: umfließt ihn nicht das helle Licht hohen Schwunges, ruhiger Verklärung, ästhetischer Vollendung?



Der Dichter.

Lichtbild: Müller-Hilsdorf.

Stefan George.

Geht nicht von seinem weissen Antlitz ein Strom geistiger Schönheit, reinigender Formung, geheimen Segens aus?

Daß doch die Deutschen ihre Führer erkannten, daß sie doch ins Antlitz der geistigen Volksgenossen von heute schauten, der Meister, die berufen sind, das neue formende Deutschland aufzurichten, an das wir glauben!

Die großen Bildnismaler der deutschen Vergangenheit schufen Menschenbildnisse, die den ganzen Inhalt ihrer Zeit, ja einer deutschen Kulturpoche in sich schließen und auf uns, die späten Enkel, ausströmen — wenn wir auch nicht wissen, wer sie waren, wie sie hießen, was sie taten, aus deren Antlitz aber wir herauslesen, daß sie viel für deutsches Leben, für uns taten. Ernste Männer blicken aus fernen Jahrhunderten mit lebendigen Augen auf uns, schauen tief in unsere Seele und

forchten darin, ob wir wahre Hüter deutschen Geistes und deutschen Wesens sind.

Aus manchem Werk heutiger Lichtbildner blickt uns ein rauhhaft aus dem Volk Hervorragender, ein Führer an und fragt: Lust du alles, was du als Deutscher tun mußt, bist du ein Hüter deutschen Kulturgutes, ein Schaffender an deinem deutschen Erbteil?

Wenn in einer späteren Zeit, nach der Hast und Not unserer zerfetzten Tage, unsere Enkel die Bildnisse solcher Deutschen betrachten, dann, so hoffen wir, werden sie, auch wenn sie ihre Namen nicht wissen, in ihnen dankbar Männer erkennen, die das Gebäude deutschen Lebens gestützt und wieder aufrichten halfen, als es drohte zu Bruch zu gehen, durch den Willen ihrer deutschen Seele und die Kraft ihres deutschen Geistes.

Berufsmöglichkeiten für Abiturienten ohne Studium.

Von Dr. Walter Stets, Regierungsrat im Landesarbeitsamt Rheinland.

(Schluß.)

Der Verwaltungsbeamte.

Der gehobene mittlere Verwaltungsdienst¹ in Reich, Staat oder Kommune (Obersekretärlaufbahn) setzt in der Regel die Reife für Unterprima oder Oberprima voraus; doch werden in der Praxis in manchen Verwaltungen Abiturienten bevorzugt eingestellt. Die Laufbahn beginnt mit einer in der Regel dreijährigen Vorbereitungszeit (Supernumerarzeit), während der eine Vergütung nicht immer gewährt wird; oft kann jedoch ein widerruflicher Unterhaltszuschuß gezahlt werden. Diese Vorbereitungszeit schließt mit einer Prüfung (Obersekretärprüfung) ab. Ist diese mit Erfolg bestanden, so erfolgt in der Regel die Ernennung zum außerplanmäßigen Beamten, der im Reichsdienst in die Besoldungsgruppe 4c eingereiht wird, was etwa der alten Besoldungsgruppe VII (Anfangsgehalt rund 3400 RM.) entspricht. Aufstiegmöglichkeiten sind gegeben bis zur alten Besoldungsgruppe IX, in Ausnahmefällen bis X und XI, also bis in Stellungen, die im Gehalt denen eines Regierungsrats entsprechen. Ministerien stellen keine Supernumerare ein, sie entnehmen ihre Beamten aus dem allgemeinen Verwaltungsdienst.

Etwas abweichend ist die Laufbahn für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien in Preußen geregelt. Bedingung für die Zulassung zur Prüfung vor dem Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Berlin ist neben dem Nachweis einer dreijährigen bibliothekarischen Ausbildung der Nachweis der mittleren Reife sowie einer mindestens dreijährigen zusätzlichen Berufstätigkeit auf sozialem oder pädagogischem Gebiet oder im Buchhandel. Für die Berufstätigkeit kann der erfolgreiche Besuch der oberen Klassen einer neunstufigen höheren Lehranstalt oder einer gleichwertigen Anstalt in der Weise ausgleichend eintreten, daß bei Nachweis der Reife für die Prima eine zweijährige, der Reife für die Oberprima eine einjährige Berufstätigkeit genügt und bei Inhabern des Reifezeugnisses oder eines anerkannt gleichwertigen Zeugnisses von der Forderung einer solchen ganz abgesehen wird. Von den drei Ausbildungsjahren verbringen die Anwärter beider Bibliotheksgattungen anderthalb Jahre an einer staatlich anerkannten Bibliotheksschule. Ein weiteres Jahr ist im praktischen Dienst an einer Bibliothek der Gattung zu verbringen, in der die spätere Tätigkeit stattfinden soll, ein weiteres halbes Jahr an einer Bibliothek der anderen Gattung; Berufsanwärter, die erst nach Vollendung des 23. Lebensjahres die Ausbildung beginnen, können von diesem Halbjahr befreit werden.

Bei den Kommunen war die Auswahl für den mittleren Dienst bislang sehr verschiedenartig; sie entwickelt sich jedoch auf Grund gleicher Erfahrungen immer einheitlicher. „Die Städte wenden fast ausschließlich die Einheitslaufbahn an. An Schulbildung wird Obersekundareife verlangt. Es genügt auch das Abschlußzeugnis einer Mittelschule oder Realschule; das ist besonders wichtig. Aber auch befähigte Volksschüler werden zugelassen, sobald sie während der Ausbildung die erforderliche Allgemeinbildung nachweisen. Die Ausbildungszeit beträgt für Volksschüler sechs Jahre, für Ober-

sekundaner vier Jahre, für Primaner drei Jahre und für Abiturienten zwei Jahre. Die Verschiedenartigkeit der Schulbildung wird also durch diese verschiedene Bemessung der Ausbildungszeiten berücksichtigt.“

Die Aussichten in fast allen diesen Beamtenberufen sind zur Zeit noch gering, da die Zahlen für Neueinstellungen sehr beschränkt, zum Teil sogar noch gesperrt sind.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei allen Behörden in Preußen wie auch in den übrigen deutschen Ländern; die Einstellungsmöglichkeiten sind in diesen von unseren Abiturienten sehr zahlreich erstrebten Stellen heute noch außerordentlich gering. Wann sich die Verhältnisse bessern, ist schwer zu sagen; jedoch sollte man meinen, daß diese Zeit nicht mehr allzu fern ist, da die Behörden infolge der jahrelangen Sperre Gefahr laufen, zu überaltern.

Ein Gebiet, das in bezug auf die Ausbildung — wenigstens für den Mann — neuartig und noch im Werden ist, stellt

der soziale Beruf

dar, in dem Männer schon seit einiger Zeit tätig sind, ohne daß es für sie eine direkte systematische Ausbildung gab, während sie für die Frau schon seit Jahren mit gutem Erfolg durchgeführt wird². Der Grund liegt darin, daß die Frau auf diesem Gebiet dem Mann in der Praxis vorangegangen ist, und daß sie in dieser fürsorgerischen Arbeit immer zahlenmäßig stärker vertreten sein wird als der Mann; diese Arbeit entspricht eher dem Wesen der Frau, kann aber den Mann nicht entbehren. Die meisten Männer, die bisher ihre Berufsarbeit auf sozialem Gebiet gefunden haben, kamen fast immer aus dem mittleren Verwaltungsdienst; sie wurden meist von den Kommunen, denen dieses Arbeitsgebiet unterstand, mit sozialen Aufgaben betraut, nicht immer zum Besten der Sache. Außerdem sind noch Männer aus der freien Wohlfahrtspflege, aus der Jugendbewegung und aus der Gewerkschaftsbewegung in den sozialen Beruf hineingekommen. Durch das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, durch die Fürsorgengesetze, durch die Regelung der sozialen Versicherung u. a. m. ist jedoch ein fühlbarer Bedarf an geschulten männlichen Kräften entstanden. Es ist insolgedessen eine systematische Regelung der männlichen Ausbildung dieses Berufsgebietes in Angriff genommen, wobei das erprobte Beispiel der sozialen Frauenschulen zum Muster dient. Die Ausbildung erfolgt etwa unter folgenden Gesichtspunkten: Obersekundareife, irgendeine dem Gebiet entsprechende praktische Berufsausbildung, vollendetes 20. Lebensjahr, alsdann Aufnahme in die Wohlfahrtschule, die einen zweijährigen Kursus umfaßt und mit einer Prüfung abschließt; nach einem weiteren praktischen Probejahr, jedoch nicht vor dem vollendeten 24. Lebensjahr, wird die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspfleger verliehen. Die Ausbildung spezialisiert sich auf Jugendwohlfahrtspflege, auf Wirtschafts- und Berufsfürsorge und auf allgemeine Wohlfahrtspflege.

Außer diesem Ausbildungsgang, der z. B. in Preußen durch Erlass vom 4. April 1927 eingeführt ist, haben auch einige Universitäten besondere Lehrgänge eingerichtet, die das Abitur voraussetzen, mehrere Semester umfassen und oft mit

² Bürgermeister Dr. Goerdeler in „Der Städtetag“ vom 25. März 1929.

³ Vgl. Alice Salomon, „Die Ausbildung zum sozialen Beruf“, Carl Heymanns Verlag, Berlin.

¹ Vgl. Dregger-Zimmermann, „Die Berufswahl im Reichs- und Staatsdienst“, Verlag von E. A. Koch, Dresden und Leipzig.

einem anderen Studium verbunden werden. Der Beruf wie auch seine Ausbildung ist noch in der Entwicklung. Er setzt allerdings eine Persönlichkeit voraus, die ganz in dieser Arbeit, im Dienst am Menschen, aufgeht und die nicht nach finanziellen Erfolgen und nach äußeren Bequemlichkeiten strebt. Anstellungsmöglichkeiten bieten sich in den Wohlfahrts- und Jugendämtern, in den Arbeitsämtern, in den Krankenkassen usw., daneben auch in der freien Wohlfahrtspflege von Vereinen, Verbänden und ähnlichen nichtöffentlichen Organisationen.

Privatbeamte in wirtschaftlichen Organisationen.

Berufsmöglichkeiten, die der des gehobenen mittleren Beamten entsprechen, findet man außerhalb des öffentlichen Dienstes auch in den halböffentlichen und in den privaten Organisationen der Wirtschaft. Handwerkskammern, Industrie- und Handelskammern, Landwirtschaftskammern, also die gesetzlichen Berufsvertretungen der einzelnen Berufsstände, ferner die Berufsgenossenschaften, die gesetzlichen Vertreter der Unfallverhütung und -versicherung, schließlich die großen Berufsverbände, Industriekonzerne, Genossenschaften aller Art beschäftigen heute einen recht umfangreichen Beamtenstab, dessen Mitglieder man als eine Art „Privatbeamte“ bezeichnen könnte und die zum großen Teil eine Pensionsregelung haben, die Ähnlichkeit mit der der öffentlichen Beamten hat. Eine bestimmte Ausbildung gibt es für diese Berufe nicht.

Die Offizierslaufbahn in Reichsheer, Reichsmarine und Schutzpolizei.

Freiwillige, die der Offizierslaufbahn des Reichsheeres zustreben, dürfen das 21. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und müssen mindestens 1,65 m groß sein. Brillenträger werden im allgemeinen nicht eingestellt. Als Nachweis der verlangten allgemeinen Bildung gilt das Abitur oder ein entsprechendes Zeugnis.

Die Ausbildung eines Offiziersanwärters geht in der Regel folgendermaßen vor sich: Zunächst eineinhalb Jahre lang Dienst bei der Truppe. Ein Vierteljahr vor Abschluß dieser Zeit ist die Fahnenjunkerprüfung abzulegen, die rein militärische Dinge theoretisch und praktisch behandelt. Wer sie bestanden hat, wird zum Fahnenjunker ernannt und wird alsdann zum ersten Lehrgang der Waffenschule abkommandiert. Dieser erste Lehrgang bei der Waffenschule schließt ab mit der Fähnrichprüfung. Wer die Prüfung besteht, wird zum Fähnrich befördert, kommt dann zunächst eineinhalb Monate wieder zur Truppe, um dann zehneinhalb Monate auf die Waffenschule zu kommen. Hier werden Kenntnisse auf dem Gebiete der Taktik, der Geländekunde, der Pionierlehre, des Nachrichten- und Kraftfahrwesens, des allgemeinen Heerwesens, der militärischen Verwaltungsfragen, der Gesundheitslehre und der Fremdsprachen vermittelt; also eine außerordentlich vielseitige Ausbildung, die vom Schüler eine starke Konzentration verlangt und neben den hohen körperlichen und charakterlichen Anforderungen auch erhebliche wissenschaftliche Ansprüche stellt. Dieser vielseitigen, umfassenden Ausbildung ist nicht jeder gewachsen, daher ist auch die Zahl derer, die die Offizierslaufbahn während der Ausbildung aufgeben müssen, ziemlich beträchtlich, obgleich vorher schon die Auslese sehr sorgfältig gewesen ist. Übrigens sei an dieser Stelle bemerkt, daß derjenige, der während der Ausbildung die Laufbahn aufgeben muß, weil er das Ziel nicht erreicht, von seiner Verpflichtung zur zwölfjährigen Dienstzeit entbunden werden kann.

Auch dieser zweite Lehrgang der Waffenschule schließt mit einer Prüfung ab. Wer sie besteht, wird zum Oberfähnrich befördert. Es folgen dann nochmals etwa sieben Monate Frontdienst, während der der junge Oberfähnrich dem Offizierskorps zur Wahl vorgeschlagen wird und gewählt werden muß.

Erst dann erfolgt die Beförderung zum Offizier, je nachdem Stellen frei werden, im allgemeinen gerade vier Jahre nach dem Eintritt des Abiturienten. Wer ohne Abitur in die Laufbahn hineinkommt, braucht bis zur Beförderung zum Fähnrich fünf bzw. sechs Jahre, je nach seiner Vorbildung. Der Offizier muß sich zu einer 25jährigen Dienstzeit verpflichten.

Auch der jetzt beförderte Offizier ist mit seiner Ausbildung noch nicht fertig. Das weitere Aufrücken erfolgt nicht automatisch, sondern ist von Leistungen und neuen Prüfungen abhängig. Bis zur Beförderung zum Hauptmann hat jeder Offizier in dreizehn Fächern die sogenannte Wehrkreispflicht abzulegen.

Es geht daraus hervor, daß für die wenigen Stellen tatsächlich nur in jeder Hinsicht einwandfreie und ausgesprochen tüchtige Leute in Betracht kommen. Wer also glaubt, den Offiziersberuf deshalb ergreifen zu müssen, weil er ihm vornehm dünkt oder weil er in der Ausbildung verhältnismäßig billig ist, ist stark im Irrtum. Der Weg, der vor ihm liegt, stellt in jeder Beziehung die höchsten Anforderungen. Hinzukommt, daß die Zahl der Bewerber so ungeheuer groß ist, daß die vorliegenden Meldungen den Bedarf um ein Vielfaches übersteigen.

Über die Befoldung sei nur kurz so viel gesagt, daß der junge Freiwillige vom ersten Tage an Wohnung, Kleidung und Verpflegung erhält und daneben auch eine wenn auch sehr bescheidene geldliche Barauszahlung.

Schließlich noch ein kurzes Wort über die Laufbahn des Polizeioffiziers. In der Schutzpolizei kann grundsätzlich jeder geeignete Angehörige zum Offizier aufrücken, jedoch gibt es eine Einstellung mit Aussicht auf beschleunigte Beförderung zum Polizeioffizier, die das Abitur und ein Alter von 18 bis 23 Jahren voraussetzt. Auch bei der Polizei geht der Anwärter eine Dienstverpflichtung auf zwölf Jahre ein. Die Ausbildung beginnt bei einer Polizeischule und wechselt zwischen schulischer und praktischer Durchbildung, während der die Beförderung zum Oberwachmeister erfolgt. Unter normalen Verhältnissen kann der Abiturient damit rechnen, etwa nach dreieinviertel Jahren zum Polizeioffizier befördert zu werden.

Die Befoldung setzt auch hier mit dem ersten Tage ein und besteht aus Wohnung, Kleidung und Verpflegung und einer kleinen Barentschädigung. Wie bei allen Offizierberufen, ist auch für den Polizeioffizier der Andrang außerordentlich groß.

Die Fülle des vorliegenden Stoffes ermöglichte in diesem knappen Rahmen nur einen allgemeinen Überblick über die nichtakademischen Berufe, die vom Abiturienten mit Aussicht auf Erfolg ergriffen werden können. Manche Lücke ist dabei geblieben⁴, Einzelheiten konnten nicht gegeben werden. In den einzelnen Ländern weisen die staatlich geregelten Berufe Abweichungen auf, die hier nicht alle aufgeführt werden konnten. Der junge Abiturient tut gut daran, und zwar schon rechtzeitig vor dem Abitur, mit einem Berufsberater Rücksprache zu nehmen. Wer einen solchen Berufsberater nicht erreichen kann, wende sich an das Landesarbeitsamt⁵ seines Bezirkes, das ihm schriftlich oder mündlich helfen wird. Persönliche Aus-sprachen und Erkundigungen führen hierbei am weitesten. Es gibt kaum eine Entscheidung im Leben, die für den jungen Mann von gleicher Wichtigkeit ist wie die Wahl seines Lebensberufes, darum scheue er auch einen weiten Weg nicht, um sich vorher über alle Einzelheiten genau zu unterrichten.

⁴ Nicht behandelt sind u. a. die Berufe des Gewerbelehrers, dessen Ausbildung an den Berufspädagogischen Instituten, und des Volksschullehrers, dessen Ausbildung an den pädagogischen Akademien erfolgt, weil diese Berufe schon ein je zweijähriges Studium erfordern.

⁵ Landesarbeitsämter befinden sich in Königsberg, Stettin, Breslau, Berlin, Hamburg, Erfurt, Hannover, Dortmund, Köln, Frankfurt a. M., Dresden, München, Stuttgart.



Schönheit der Technik.
Kräne in der Abenddämmerung.

Lichtbild: Genckpietl.

Die Technik an der Jahreswende.

Von Fultor.

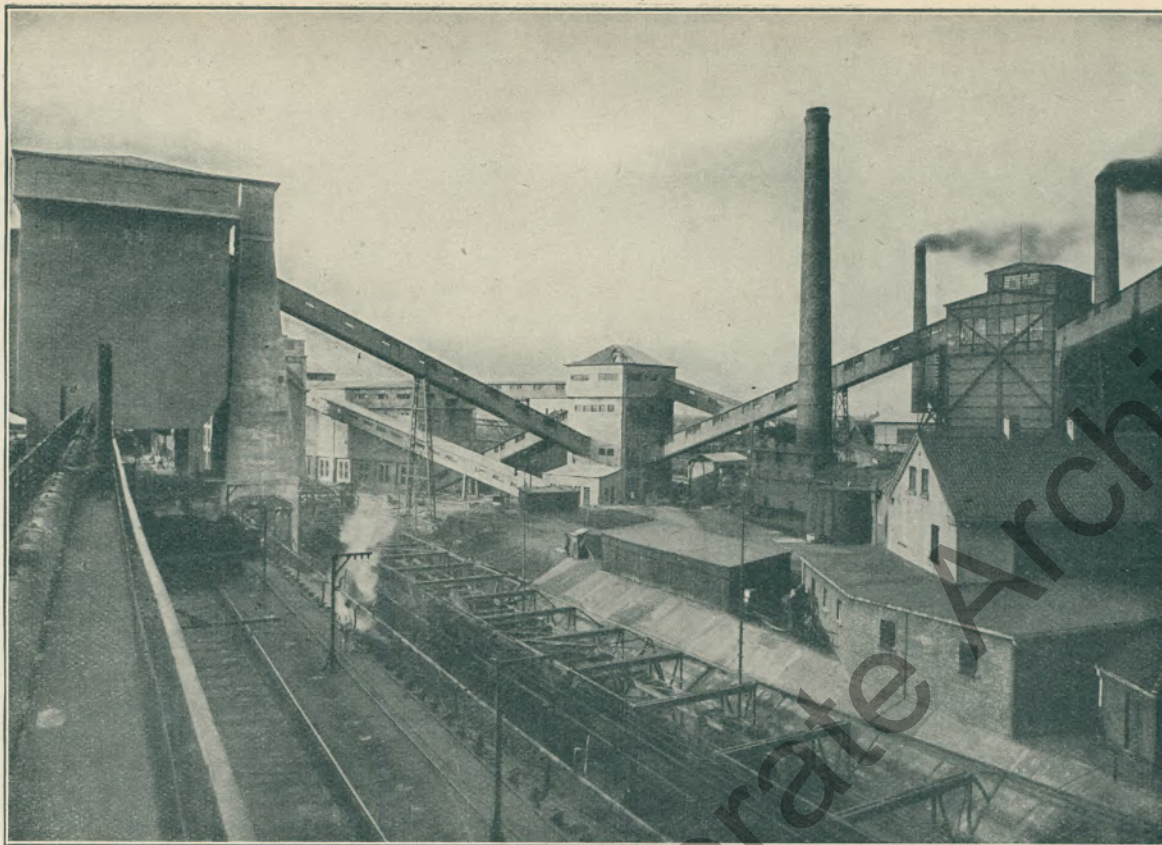
(Schluß).

Der Ursprung alles Wirtschaftens ist die unvollkommene Deckung des menschlichen Bedarfes. Betrachtet man nun die Rohstoffwirtschaft, so hat es den Anschein, als ob dieses ursprüngliche Verhältnis auf den Kopf gestellt wäre. Auf allen Metallmärkten und in allen pflanzlichen und tierischen Rohstoffen herrscht ein Überangebot, das die Technik, wie schon beim Straßenbau angeführt, leicht auf Abwege lockt. Auch wirtschaftlich hochbedeutsame Synthesen von industriellen Rohstoffen verlieren dadurch an praktischem Interesse. So konnte beispielsweise die Kautschuksynthese keine raumgreifenden Fortschritte machen, obgleich es schon im Jahre 1929 zu Versuchen mit Automobilreifen aus synthetischem Gummi auf der Avus gekommen war. Für die Kohleverflüssigung sind die wirtschaftlichen Aussichten ebenfalls zur Zeit schlecht, wenn auch technisch durch Fortschritte in der Kohlenaufbereitung der Verflüssigung im Bedarfsfalle ein verbessertes Ausgangsmaterial zur Verfügung gestellt werden kann. Es hat sich erwiesen, daß von den Hauptbestandteilen der Kohle die sogenannte Mattkohle, die sehr bitumenreich ist, für eine Verschwelung oder Verflüssigung viel besser geeignet ist als die Glangkohle, und es ist daraufhin ein Verfahren entwickelt worden, das eine Trennung von Mattk- und Glangkohle mit an sich bekannten technischen Hilfsmitteln ermöglicht.

Der wesentliche Fortschritt ist die Verwendung einer Mühle mit elastischen Schlagwerkzeugen, die die sprödere Glangkohle stärker zerkleinert als die zähere Mattkohle.

Der rasche internationale Aufschwung der Kunstseidenindustrie hat ebenso rasch zur Überproduktion geführt. Schon jetzt zeichnet sich ganz deutlich eine gleichlaufende Entwicklung am Markt der synthetischen Stickstoffdüngemittel ab. Dies läßt erkennen, wie sehr die Apparate- und Maschinenindustrie auf die Erschließung neuer Betätigungsgebiete angewiesen ist, um die vorhandene Kapazität auszunutzen zu können. Auch hier läßt sich jedoch für den Arbeitsmarkt keine ins Auge fallende Entlastung erkennen.

Die Verbesserung der Werkstoffe, an der auch im vergangenen Jahre erfolgreich weitergearbeitet worden ist, bezweckt grundsätzlich eine bessere Materialausnutzung, also vergrößerte Leistungen mit demselben Aufwand an Material. Es darf nicht übersehen werden, daß die Technik grundsätzlich in jedem Falle auf Verminderung des Arbeitsaufwandes gerichtet ist. Durch die Maschinen ist der Mensch zunächst von schwerer Muskelarbeit befreit worden. Die gewaltigen Fortschritte der Elektrotechnik haben es jedoch möglich gemacht, durch elektrische Meß- und Schaltapparate auch einen großen Teil der sich dauernd wiederholenden mechanischen Verstandestätigkeit zu ersetzen.



Das laufende Band im Steinkohlenbergbau.

Die nach dem Sammeltrum in der Bildmitte verlaufenden Schrägaufzüge mit Gummitransportband für Koks- und Kohlenförderung. Zeche und Kokerei „Karolinenglück“ bei Bochum (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

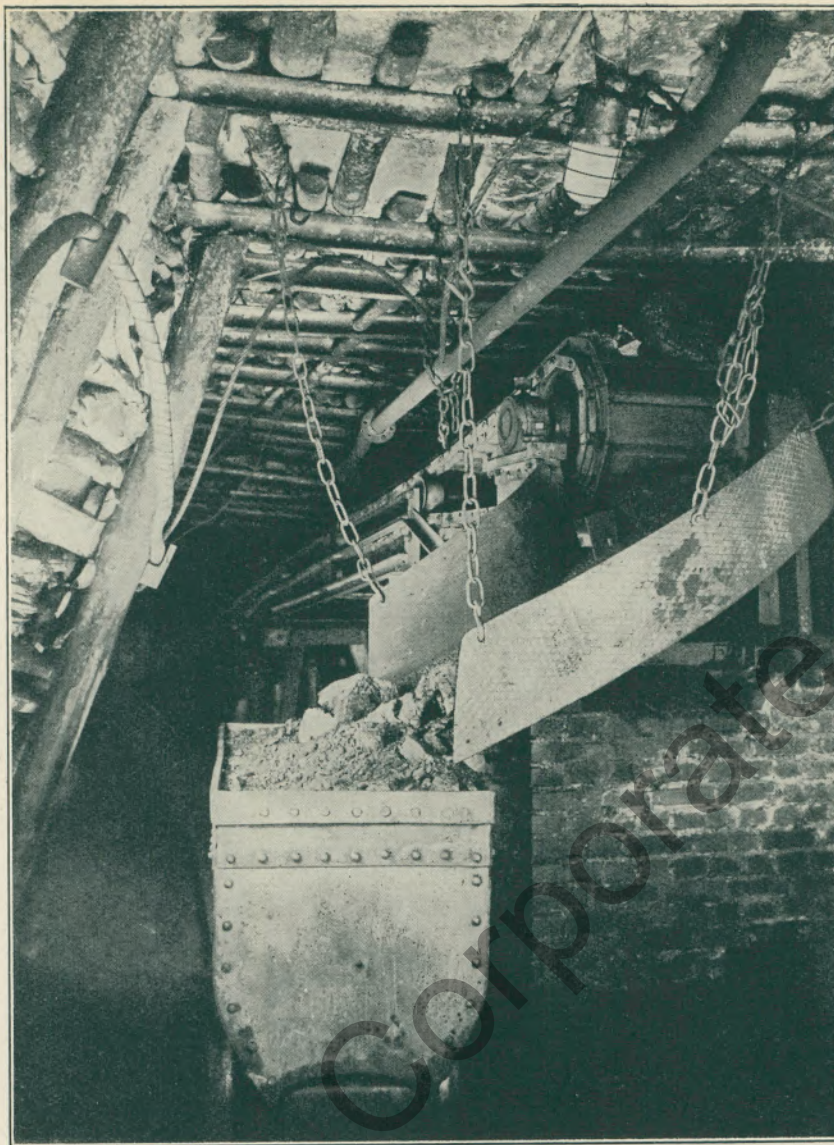
Dabei arbeiten die Maschinen zuverlässiger als die Menschen und ermöglichen eine fortlaufende Aufschreibung, wenn nötig sogar eine Fernübertragung der Meß- und Kontroll-ergebnisse. Es ist weniger eine Frage der Technik als der Wirtschaft, ob sich die Automatisierung des Betriebes lohnt. Daß sie möglich ist, beweisen die erwähnte vollautomatische Herstellung von Automobilrahmen in Amerika und die vollautomatische Herstellung der doch sehr empfindlichen Glühbirnen. Im Grunde genommen ist es nur die Länge der Arbeitsreihen, die über die Automatisierung entscheidet. Die Wirtschaft strebt nach diesen langen Arbeitsreihen durch Zusammenfassung von Einzelbetrieben zu großen Einheiten. Ein sehr großer Teil unseres technischen Fortschrittes ist bei näherer Betrachtung auf die Automatisierung bzw. die Mechanisierung zu setzen. Alle diese Fortschritte laufen aber auf eine Verminderung des Lohnkontos hinaus und bewirken eine Freisetzung von Arbeitskräften.

Selbst in Baugewerbe und Landwirtschaft, deren Saisoncharakter der Anwendung der modernen Technik gewisse Hindernisse in den Weg stellt, lassen sich die gleichen Bestrebungen erkennen. Durch die Zusammenfassung zu großen Bauvorhaben, die den unrationellen Bau von Einzelhäusern abgelöst hat, ist es möglich geworden, den Bau von Wohnungen als Großbaustelle zu organisieren, die von jeher der Technik die leichteste Anwendungsmöglichkeit bot. Im verflossenen Jahre sind bei Großsiedlungsbauten weitgespannte Förderbrücken für den Beton, Bauschiffe, die hellingartig die ganze Baustelle überspannen und befahren können, Förderbänder usw. in ausgiebigem Maße verwendet worden. Dies bedeutet den wichtigsten Fortschritt. Die Verwendung von Stahl im Wohnungsbau und die große Zahl der neuen Baustoffe dienen dem gleichen Zweck. Durch die Stahlverwendung läßt sich der Hauptteil der konstruktiven Arbeit von der Baustelle in die Werkstatt verlegen, so daß auf der Baustelle nicht mehr gebaut, sondern montiert wird. Auch

die Ausfüllung der Wandflächen zwischen dem tragenden Skelett wird durch Verwendung großflächiger Bauteile der schnellen Montage erschlossen. Durch umfangreiche Forschungen über Schall- und Wärmeschutz sind weitere wichtige Voraussetzungen für die neuzeitliche Gestaltung von Wohn- und Büroräumen geschaffen worden. Technisch ist heute eine so vollkommene Absorption des Schalles möglich geworden, daß man stumme Räume schaffen kann, die den Schall eines darin Sprechenden, nicht einmal für ihn selbst hörbar, zurückhalten.

Im Automobilbau brachte das verflossene Jahr keine einschneidenden Neuerungen. Auch die Neukonstruktionen früherer Jahre, wie z. B. der Vorderradantrieb, die Pendel- und Schwingachsen, das Rohrrahmenchassis usw., haben sich nicht einbürgern können, ebensowenig wie die vor allem in Frankreich zu technischer Brauchbarkeit entwickelten Lastkraftwagen mit Gasgeneratorbetrieb. Verbilligung der Produktion durch Mechanisierung und Automatisierung ist in der Automobilindustrie zur Zeit der beherrschende Gesichtspunkt. Wie weit man damit kommen kann, ergibt sich daraus, daß in Nordamerika eine Rahmenfabrik täglich nicht weniger als 10 000 Automobilrahmen nahezu vollautomatisch herstellt und damit die Kosten für den einzelnen Rahmen auf den undorstellbar niedrigen Preis von etwa 85 Cent herabdrücken konnte.

Vor einigen Jahren hat man den Güterumschlag als einen erheblichen Kostenfaktor erkannt und durch eine Güterumschlag-Verkehrswoche in Duisburg alle einschlägigen Fragen vor einem großen Kreis von Fachleuten und Interessenten zur Diskussion gestellt. Innerhalb von wenigen Jahren ist es nun gelungen, den Güterumschlag völlig zu mechanisieren, wo es sich um größere Gütermengen handelt. Die Schnelligkeit, mit der sich die Maschinenindustrie auf diese neue Aufgabe umstellen konnte, zeigt wiederum, daß die alten Absatzmöglichkeiten die Kapazität der Werke nicht



Das laufende Band im Bergwerk.

Bandförderung im Untertagebetrieb der Zeche „Minister Stein“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

mehr auszufüllen vermögen. Die Förderbänder sind heute nicht nur im Fabrikbetrieb, sondern im Postverkehr, für die Beladung von Schiffen und Eisenbahnwaggons im Gebrauch. Wie die Musterzeche „Minister Stein“ der Vereinigten Stahlwerke zeigt, ist heute die Bandförderung selbst im Untertagebetrieb des Steinkohlenbergbaus wirtschaftlich, wenn man nur die Leistungsfähigkeit dieser Anlagen durch eine hinreichend große Förderung ausnützen kann.

Der Nachrichtenverkehr hat auch im verflossenen Jahre durch die Reichspost eine weitere Förderung erfahren. Es wurden 47 neuzeitliche Selbstanschluß-Fernamts-einrichtungen in Betrieb genommen. Ferner wurden 130 kleinere und mittlere selbsttätige Ämter, die hauptsächlich den Bedürfnissen des flachen Landes dienen, in Betrieb genommen. Damit erhöht sich die Zahl der Selbstanschlußvermittlungsstellen von 1240 auf 1542 (von November 1929 bis zum November 1930). In vielen weiteren Orten ist der Selbstanschlußbetrieb in Vorbereitung. Im Funkfernsprechverkehr wurden außerdem Schaltungen erprobt, die eine Geheimhaltung der auf dem Funkwege übermittelten Sprache bezwecken. Erreicht wird das dadurch, daß die Sprachübertragung beim Senden absichtlich verstümmelt wird, was im Empfänger dann wieder rückgängig gemacht wird. Weiterhin wurden Fernsprecherverbindungen mit Rußland,

Estland, Australien und Französisch-Indochina in Betrieb genommen. Ferner wurden Bildtelegraphenverbindungen zwischen den europäischen Hauptstädten eröffnet, sowie einige Verbindungen nach New York und Buenos Aires. Die Versuche über das Fernsehen wurden weitergeführt; es fehlt hier aber das „dringende Bedürfnis“ als Antrieb.

Der Überblick über die technische Entwicklung des Verkehrswesens läßt also nirgends großzügige neue Arbeitsmöglichkeiten erkennen. Kanalbauten, wie z. B. die des Hansakanals, würden zwar Arbeitskräfte beschäftigen, haben aber mit der Gegnerschaft der von Wettbewerbern bedrängten Reichsbahn zu rechnen. Die Automatisierung des Kesselhaus- und Kraftwerkbetriebs, die Mechanisierung des Güterumschlags, die Stilllegung von Gaswerken usw., die Betriebskonzentration im Lokomotiv- und Waggonbau lassen eher eine Freisetzung von Arbeitskräften vermuten. Das Tempo des technischen Fortschritts im Verkehrswesen läßt erkennen, wie weitgehend der industrielle Apparat in seiner Kapazität auf Neuanlagen eingestellt ist.

Für die Entwicklung der nächsten Zeit bleibt zu berücksichtigen, daß sich bisher die Steigerung der Verkehrsaufgaben zum Teil als eine natürliche Folge des jährlichen Bevölkerungszuwachses ergab. Nun zeigt aber die

Bevölkerungsstatistik, daß nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt bei den Völkern des westeuropäischen Kulturkreises die Bevölkerungszunahme durch unmittelbare und mittelbare Folgen des Krieges etwa ab 1930 zum Stillstand kommen wird. Damit entfällt ein wichtiger Antrieb für den weiteren Ausbau des Verkehrsnetzes.

In der Landwirtschaft hat die Technik ebenfalls nur dort praktische Fortschritte erzielen können, wo sie an die Verminderung des Lohnkontos herangehen konnte. Arbeiten des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft haben im verflossenen Jahre nachgewiesen, daß der Schlepperbetrieb schon für mittlere bäuerliche Betriebe durch die Ersparnis an Lohn- und Gespannkonto wirtschaftlich ist. Notwendige Meliorationsarbeiten, wie z. B. die Dränage, lassen sich wegen der hohen Lohnkosten bald nur noch dann durchführen, wenn sie maschinell betrieben werden können. Kennzeichnend dafür ist, daß im verflossenen Jahre nicht weniger als zwei Verfahren ausgearbeitet worden sind, die ohne Bodenaushub die Dränageröhren in den Boden verlegen mittels des sogenannten Maulwurfspfluges. Zahlreich sind auch die Konstruktionen, mit deren Hilfe die Ernte der Hackfrüchte, also Rüben und Kartoffeln, maschinell durchgeführt werden soll. In der Getreideernte strebt man nach Zusammendrängung der Arbeitsvorgänge des Mähens und Dreschens, um wiederum in erster Linie an Lohnkosten zu sparen. Es ist in der Landwirtschaft der Druck der Weltmarktpreise, der zu dieser Entwicklung zwingt. Durchgreifende Erfolge in dieser Richtung lassen sich aber erst dann erzielen, wenn in der deutschen Landwirtschaft Betriebsgrößen vorhanden sind, die die Maschinenverwendung wirtschaftlich machen. Wiederum würde dies auf Zusammenfassung von Betrieben und Freisetzung von Arbeitskräften hinauslaufen.

Fast scheint es nun, als müßte ein Überblick über die technische Entwicklung den eingangs erwähnten Pessimismus bestätigen. Es ist in der Tat ein etwas düsteres Gemälde, das allenthalben Ersparnisse am Lohnkonto durch Ersatz der Menschenarbeit durch Maschinenkraft, aber nirgends neue Arbeitsmöglichkeiten zeigt.

Es wird hier deutlich, daß die Technik einer neuen Zielsetzung bedarf. Diese ergibt sich, wenn man die Entwicklung größerer Zeiträume ins Auge faßt. Es wird viel und mit Recht die Übervölkerung der modernen Industriestaaten beklagt. Eins der wichtigsten Hilfsmittel, dem entgegenzuwirken, ist die richtig angewendete Technik, die sich dann sogleich von einer freundlicheren Seite zeigt. Die modernen Industriestaaten verdanken ihren Aufschwung der in Form der Brennstoffe aufgespeicherten Sonnenenergie. Wenn es unmöglich wird, die Erzeugnisse eines glücklicheren Klimas durch eine entsprechende Ausfuhr von Industrieprodukten zu kaufen, so wird den Industrieländern nichts anderes übrigbleiben, als die aufgespeicherte Sonnenenergie in irgendeiner Form wiederum für die Steigerung des Pflanzenwachstums einzusetzen. Es geschieht dies bereits durch die Gewinnung von Stickstoffdüngemitteln aus der Kohle, aber es stehen dafür noch zahlreiche andere Möglichkeiten zur Verfügung. Beispielsweise die technisch gerade von den Vereinigten Stahlwerken erprobte Kohlenäuredüngung, die künstliche Beleuchtung von hochwertigen Pflanzenkulturen und Geflügelställen, die Einrichtung von heizbaren Treibhäusern, Brutschranken usw. Die landwirtschaftliche Einfuhr Deutschlands stellt so große Werte dar, daß sich hier der Erschließung neuer Arbeitsmöglichkeiten ein weites Feld eröffnet. In erster Linie wird sich das zu richten haben auf

die Erzeugung hochwertiger Produkte, während man die Einfuhr der landwirtschaftlichen Massenerzeugnisse zur Veredelung durch Verwendung in der Viehzucht auch weiterhin zunächst beibehalten wird. Schließlich aber ist es eine Frage, die durch die Gestaltung des Arbeitsmarktes entschieden wird, wie weit wir auch an die Erschließung von Ödland herangehen können und müssen. Mit den Hilfsmitteln der modernen Maschinenteknik läßt sich die Kultivierung großer Ödlandflächen, ebenso die Melioration und Entwässerung weiter Flächen mit geringem Arbeitsaufwand durchführen, um dann durch intensive Bewirtschaftung einer größeren Zahl von Menschen Lebensunterhalt zu gewähren. Selbst wenn diese Siedlungsbetriebe keine Überschüsse erzielen würden, so werden damit zwei große Vorteile erreicht: es wird die Arbeitslosigkeit vermindert und gleichzeitig die Lebensmitteleinfuhr. Wenn aber der Ackerbau genossenschaftlich betrieben wird, so daß sich der Siedler auf Viehzucht und Gemüse- oder Obstbau konzentrieren kann, so werden sich auch hier Überschüsse ergeben. Da eine Steigerung der deutschen landwirtschaftlichen Erzeugung nur durch Technik möglich ist, kommen die Beträge, um die die landwirtschaftliche Einfuhr durch Selbsterzeugung vermindert wird, unmittelbar oder mittelbar unserer Industrie zugute.

Auf dem Lande lassen sich die Hilfsmittel der Technik zur Zeit zu einer viel höheren Produktivität bringen als in der Großstadt. Im städtischen Baugeschehen sind in den letzten drei Jahren allein 24 Milliarden Mark investiert worden, während in der Landwirtschaft rund 1 Milliarde Mark für Bauzwecke aufgewendet worden ist. Schon heute steht fest, daß wir in den nächsten Jahren für das städtische Baugeschehen auch Beträge von nur annähernd ähnlicher Größenordnung nicht mehr aufwenden können. Dagegen ist das durchaus möglich in der Landwirtschaft, weil hier mit dem Bau einer Wohnung zugleich die Schaffung einer Produktionsstätte verbunden ist. Es ist berechnet worden, daß für die Schaffung einer Arbeitsstätte für einen Industriearbeiter allein 25 000 Mark aufgebracht werden müssen. Davon entfällt ein erheblicher Prozentsatz auf die städtischen Einrichtungen der Versorgung mit Wasser, Gas, Elektrizität, Verkehrsmittel usw., die in das Existenzminimum des Industriearbeiters eingerechnet werden müssen und dieses ungeheuer in die Höhe treiben. Die Wasserbeschaffung und die Abwasserbeseitigung z. B. werden mit dem Wachsen der Großstädte immer kostspieliger, wenn sie auch technisch möglich bleiben. Es gibt für die Entwicklung der Großstadt ebenso ein Optimum wie für jeden anderen Betrieb, das nicht ungestraft überschritten wird, wie z. B. die Wasserversorgung der Stadt Berlin zeigt. Auch auf dem Lande wird mit zunehmender Intensität des Betriebes der Bedarf an Wasser außerordentlich steigen, um so mehr, als die in den letzten Jahren entwickelten Regengeräte sich gut bewährt haben. Hier warten also der Technik ebenfalls große Aufgaben, die aber unmittelbar der Güterproduktion zugute kommen.

Die Aufgaben, die der Technik aus der neuen Zielsetzung der Ernährung einer größeren Anzahl Menschen im eigenen Lande erwachsen, sind gewiß nicht minder umfangreich und vielseitig als die, die in Verbindung mit der Industrialisierung und der Entwicklung der Großstädte zu lösen waren. Sie können sogleich in Angriff genommen werden; wir sind nicht von dem Käuferwillen des Auslandes abhängig, und es eröffnen sich ungeheure Arbeitsmöglichkeiten, weil es sich um die Erschließung neuer Anwendungsgebiete der Technik handelt.

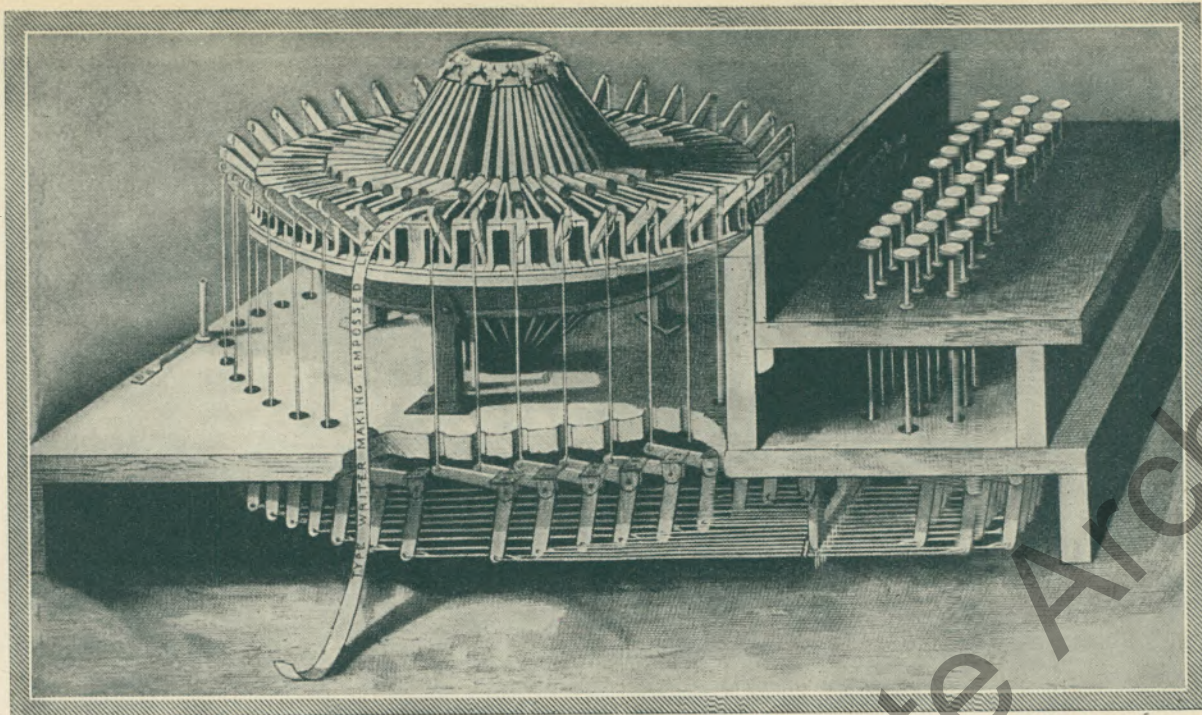


Bild: „Historia-Photo“, Berlin.

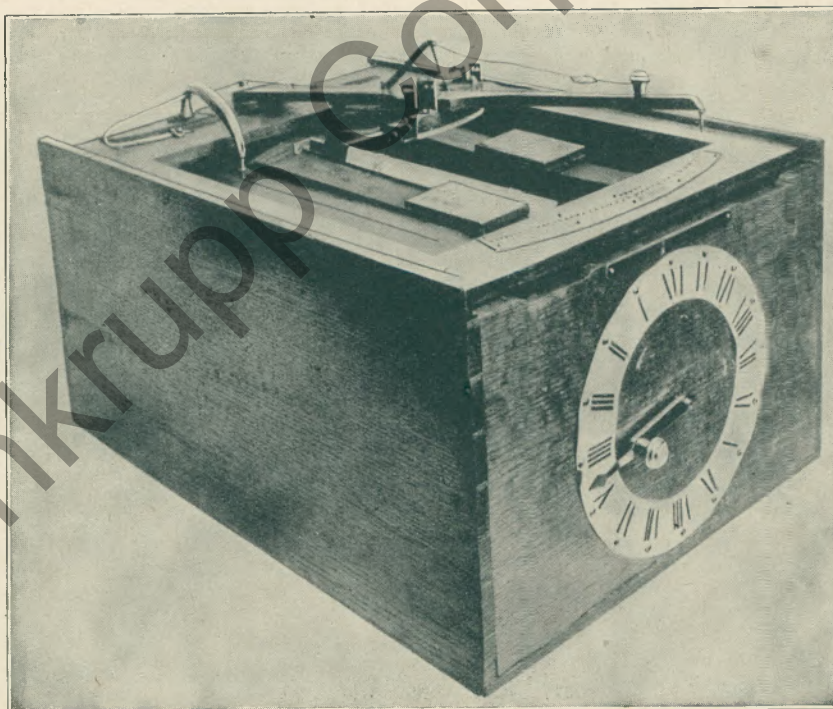
Schreibmaschine von Beach aus dem Jahre 1856

Ursprünglich für Blinde bestimmt, wurde sie später durch Griffbrett für gewöhnliche Buchstabenschrift verwendet. Diese Maschine schrieb auf einen schmalen Papierstreifen, ähnlich wie die Telegraphenapparate. Sie hatte Typenhebel. Die Einfärbung geschah durch Farbpapier. Die 39 Tasten waren in drei Reihen angeordnet.

Wie alt ist die Schreibmaschine?

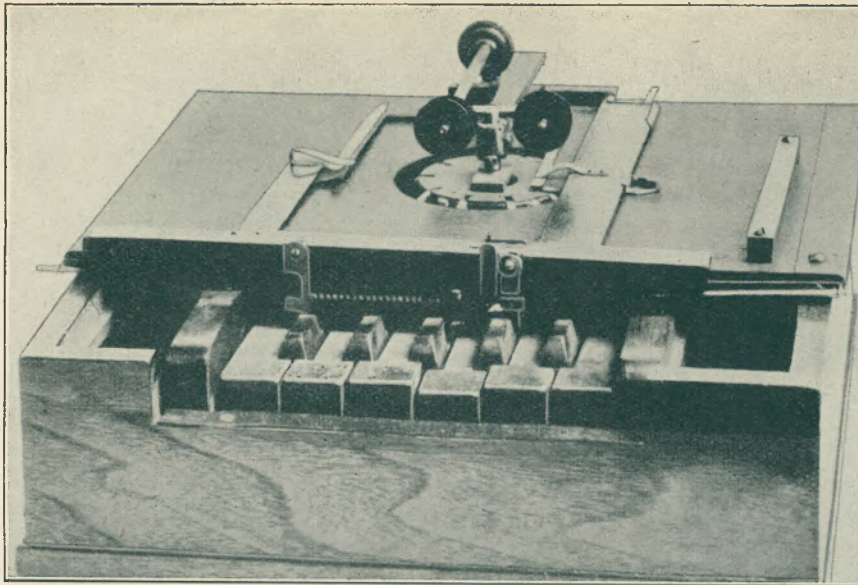
Die Schreibmaschine hat eine lange Jugend, eine stattliche Anzahl von Entwicklungsjahren erlebt, ehe sie zur Reife gelangte. Ob wohl ihr Vater, der ehrsame Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, William Austin Burt, dem vor hundert Jahren das erste Patent auf eine Schreibmaschine erteilt wurde, eine leise Ahnung von der Bedeutung hatte, die dem Erzeugnis seiner Erfindertätigkeit einmal in späterer Zukunft zukommen würde?

Erst dreißig Jahre später finden wir die ersten Ansätze der uns heute geläufigen Form: die Tastatur tritt in die Erscheinung, jede Taste erhält ihren eige-



Schreibmaschine von William Austin Burt of Detroit, dem im Jahre 1829 das erste Patent auf eine Schreibmaschine bewilligt wurde. Diese Schreibmaschine besteht fast ganz aus Holz. Am hinteren Ende des Rahmens sitzt, drehbar, ein langer Hebel, der am freien Ende einen Stift an einem Griff trägt. In der Mitte unter ihm sitzt das Buchstabensegment. Der Hebel wird beim Schreiben mit seiner Spitze in die den Buchstaben entsprechenden Löcher des Buchstabensegments eingesteckt. Der Buchstabenabstand wird an der vorderen Kurbel in der Mitte des Zifferblattes eingestellt. Beim Drehen der Kurbel bewegt sich das Schreibpapier um einen Buchstabenabstand weiter. Die beiden sichtbaren Klöße sind die Farbkissen.

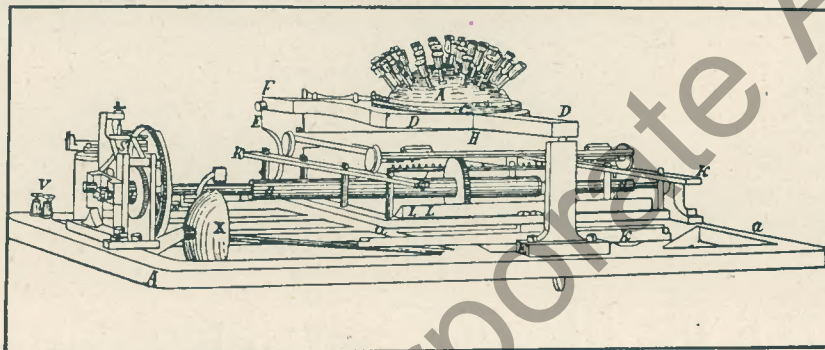
nen Typenhebel, und durch den kreisförmigen Aufbau aller dieser Hebel hindurch schlängelt sich ein schmaler Papierstreifen, der bedruckt wird. Von da ab bleibt die Tastenmaschine untrennbar mit der Weiterentwicklung verbunden. Oft erinnert sie uns in diesen frühen Tagen maschineller Schreibtechnik eher an ein kleines Klavier als an das Schreibgerät der Zukunft, das allen Schriftverkehr revolutioniert hat. Kuriose Formen treten auf und verschwinden wieder, und doch trägt jede davon einen Baustein, ein Konstruktionselement zur Weiterentwicklung des Geräts bei. — Schon um das



Schreibmaschine von
Choles, Glidden und
Soulé,

auf die sie am 23. Juni
1868 ein Patent erhielten.

Jahr 1870 herum läßt sich seine Ähnlichkeit mit der modernen Schreibmaschine kaum mehr ableugnen. Die Tastatur ähnelt der heutigen, die Walze ist da, man kann ein Blatt zeilenweise beschreiben. Was folgte, war Entwicklungsarbeit im Kleinen. Zusammendrängen aller Konstruktionsteile auf engen Raum. Verbesserungen in der Typenlagerung, sei es des Typenrades, sei es der Einzeltypen. So entstand allmählich die elegante moderne Maschine, die zu Beginn unseres Jahrhunderts in die Bürotechnik eindringt und einen Strich unter die Zeiten der handschriftlichen Korrespondenz zieht. Zu Tausenden und aber Tausenden zieht die Schreibmaschine in die Praxis ein, einer ganzen Industrie bringt sie Beschäftigung, und eine ganze Berufsklasse fordert sie zur Bedienung und gibt ihr Brot. Aber auch in den Jahren ihres Siegeszuges hat die Technik nicht geruht: Die große, strapazierfähige Büromaschine erhält Freilauf, automatische Bandumkehr, Kolonnensteller, der Wagenrücklauf wird mit elektrischem Antrieb versehen, geräuschlos durchgebildet und zuweilen mit Luftdruckbremse ausgestattet. Automatischer Zeilentransport, Einheitschrift ohne große Buchstaben, Mehrfachschrift für Auslandskorrespondenz, geräuschloser Anschlag und Schalldämpfkasten, elektrischer Antrieb und dergleichen sind weitere, zum Teil eingeführte, zum Teil in der Einführung begriffene Neuerungen. Daneben entsteht die Klein- oder Reiseschreibmaschine, in der mit großer Ge-



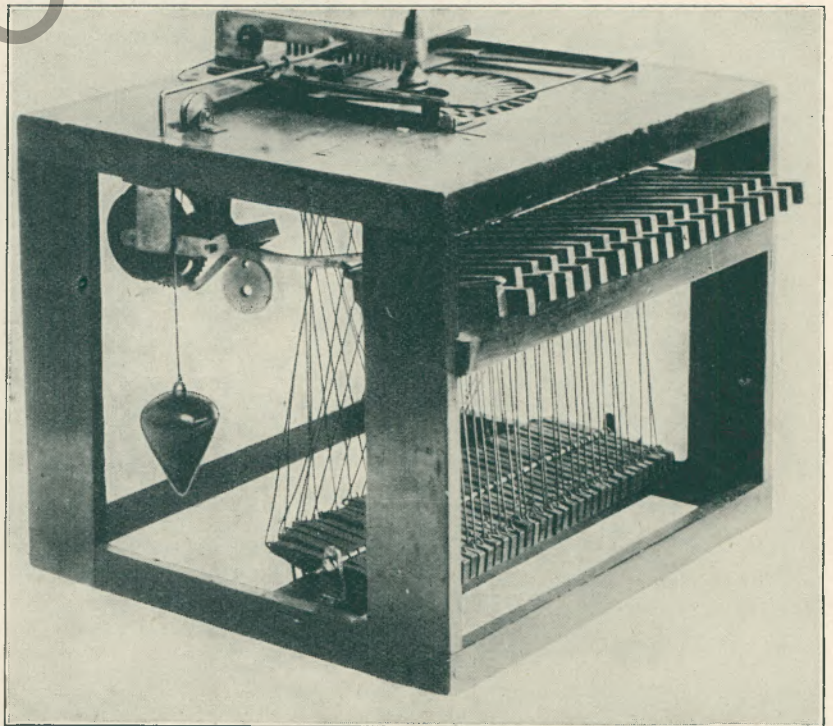
Schreibmaschine von dem Taubstummenlehrer Hansen
aus dem Jahre 1869.

Die Typentasten sitzen auf einem Kugelabschnitt. Von dieser Schreibmaschine sind mehrere Exemplare in Kopenhagen erhalten. Schon 1873 versuchte Hansen, eine elektrische Schreibmaschine zu bauen.

schicklichkeit die zuverlässigen mechanischen Vorrichtungen der großen Büromaschine in Miniaturform gebracht sind. Der Normungsgedanke greift stärker um sich, und bei all dem sind die technischen Möglichkeiten der Schreibmaschinentechnik keineswegs erschöpft, so daß das zweite Jahrhundert der Schreibmaschine uns zweifellos in seinen ersten Jahrzehnten schon beachtliche Fortschritte bringen wird. Ein solcher ist auch die Buchhaltungsmaschine, die Verbindung der hundertjährigen Schreibmaschine mit dem 270 Jahre schon bekannten Rechenautomaten (Rechenmaschine). Manche Maschinen haben nur ein paar Buchstabentasten, alles andere ist Rechenwerk; andere haben volle Schreib tastatur und zahlreiche Rechenwerke, mit denen sie senkrecht und

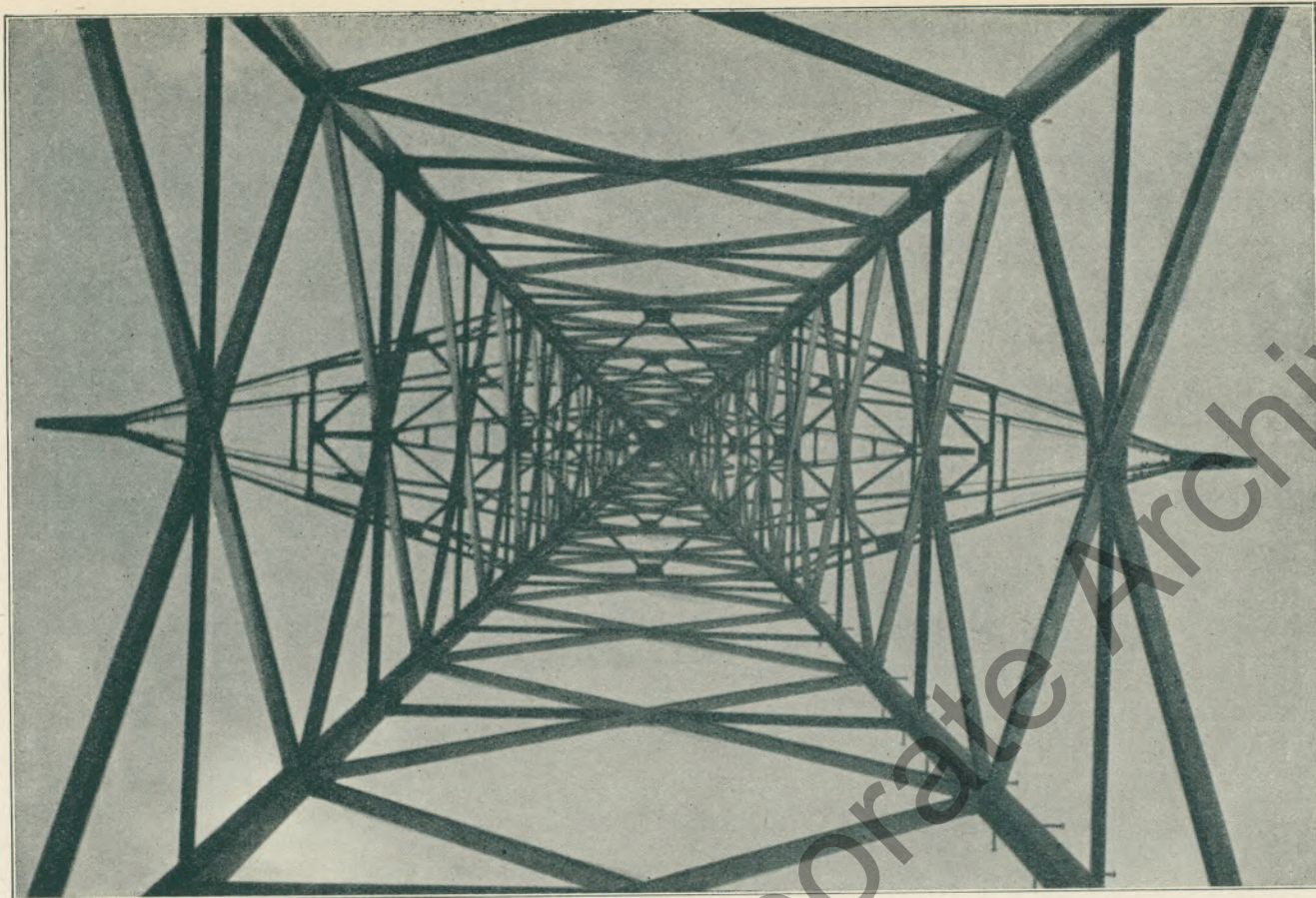
waagerecht addieren, saldieren usw. Alle diese Maschinen nehmen den Menschen ein gut Teil der mechanischen Arbeiten, um ihre Kräfte für jene Arbeiten frei zu machen, die wir der Maschine nicht anvertrauen können.

*



Schreibmaschine von Choles, Glidden und Soulé 1868.

Die rechteckigen großen Tasten sind in zwei Reihen angeordnet. Links befinden sich die Ziffern und rechts die Buchstaben in alphabetischer Reihenfolge. Die Typenhebel sind kreisförmig aufgehängt, wie man es später bei den modernen Schreibmaschinen sieht.



Schönheit der Technik.
Geometrisches Ornament. Mast einer Hochspannungsleitung.

Lichtbildstudie von Dr. Röttger.

Wie finden Sie eine tüchtige Stenotypistin?

Von Walter Medrow.

Gute Zeugnisse — schlechte Leistungen!

Herr A.: Nun, lieber Herr B., schon wieder eine neue Stenotypistin?

Herr B.: Ja, mein Lieber, ich werde auch wohl diese bald wieder entlassen müssen. Sie hatte so gute Zeugnisse und machte einen recht gewandten Eindruck; aber ihre Leistungen genügen mir nicht. Sie haben in der Auswahl Ihres Personals entschieden mehr Glück!

Sie müssen die Bewerberin prüfen!

Herr A.: Wenn man sich auf gute Zeugnisse und seine Menschenkenntnis allein verläßt, so kann man allerdings schlechte Erfahrungen machen. Ich halte seit Jahren, bevor ich eine neue Kraft einstelle, eine regelrechte Prüfung mit ihr ab.

Herr B.: Das würde mich zu viel Zeit kosten. Sie wissen ja, wie stark ich immer in der Arbeit stecke!

Herr A.: Ich glaube, Ihre Rechnung ist falsch. Ich verwende lieber etwas mehr Zeit auf die Auswahl der richtigen Kräfte, als daß ich mir meinen Geschäftsbetrieb durch den dauernden Wechsel des Personals stören lasse und mich obendrein über schlechte Leistungen meiner Angestellten ärgere. Außerdem brauchen solche Prüfungen gar nicht so lange zu dauern. Man kann in einer Viertelstunde schon ganz brauchbare Ergebnisse erzielen. Schließlich können Sie ja die

Prüfung auch durch einen leitenden Angestellten, der die notwendige Geschicklichkeit besitzt, vornehmen lassen. Wenn Sie jedoch die letzte Entscheidung selbst treffen, so ist es schon besser, wenn Sie sich die Vornahme der Prüfung persönlich vorbehalten.

Und nun will ich Ihnen einmal erzählen, wie ich eine solche Prüfung vornehme.

Erst muß die Bewerberin einen Fragebogen ausfüllen.

Zunächst lasse ich durch einen Angestellten alle Bewerber ausscheiden, die nach ihren Zeugnissen von vornherein ungeeignet erscheinen. Die übrigen müssen unter seiner Aufsicht einen Fragebogen ausfüllen. Die zur Ausfüllung gebrauchte Zeit vermerkt der Angestellte an der dafür vorgesehenen Stelle. Der Fragebogen enthält auch den Raum für die Eintragung der Prüfungsergebnisse.

Schon die Ausfüllung des Fragebogens durch die Bewerber läßt oft Schlüsse zu auf Sorgfalt usw. Dann lasse ich die Bewerberinnen einzeln vor. Um ihnen die anfangs meist vorhandene Befangenheit überwinden zu helfen, unterhalte ich mich mit ihnen zunächst einige Augenblicke über allgemeine Dinge in freundlicher, ruhiger Weise. Die Befangenheit würde nämlich den Ausfall der Prüfung beeinträchtigen, und die schüchternen Kräfte sind meist nicht die schlechtesten.

Dann erst beginnt die eigentliche Prüfung.

1. Die Intelligenzprüfung.

Um festzustellen, ob die Bewerberin Sinn für logische Zusammenhänge und ein gutes Gedächtnis besitzt, wende ich mich ihr zunächst mit folgenden Worten zu:

„Ich sage Ihnen jetzt drei Gruppen von je drei Wörtern an; die Wörter einer Gruppe stehen immer in einem gewissen gedanklichen Zusammenhang miteinander. Ich möchte einmal sehen, ob Sie diese Wörter wohl nach einer Viertelstunde noch wiedergeben können. Die Reihenfolge der Gruppen spielt keine Rolle, wohl aber die der Wörter. Also merken Sie sich bitte:

Geldknappheit — Wechsel —
Pfändung
Aufträge — Gewinn — Divi-
dende
Anfrage — Niederschrift —
Wiedergabe.“

Oder ich wähle als Beispiel:

Reklame — Aufträge — Ge-
winn

Schreibmaschine — Brief —
Antwort

Guthaben — Scheck — Geld.

„Außerdem merken Sie sich
bitte folgende Zahlen:

78 — 23 — 92.“

2. Prüfung der kurzschriftlichen Fertigkeit.

Es folgt nun ein Steno-
grammdiktat, dem ich folgende
Erläuterung voranzuschicken
pflege:

„Hier gebe ich Ihnen Auf-
nahmeheft und Bleistift. Neh-
men Sie bitte auf, was ich Ihnen anfrage; Sie sollen das
Stenogramm später in die Schreibmaschine übertragen.
Wenn Sie nicht mitkommen, so müssen Sie Lücken lassen;
auf Rückfragen werde ich nicht antworten. Unterbrechen
Sie also bitte nicht.“

Als Text wähle ich dreihundert Silben aus einem meiner
Geschäftsbriefe ohne viel Fachausdrücke, die eine Kraft, die
aus einem anderen Arbeitsgebiet kommt, nicht leicht versteht.
Die Anschlaggeschwindigkeit beträgt hundertfünfzig Silben in
der Minute, am Anfang ist sie etwas langsamer, am Schluß
entsprechend schneller. Im Text zähle ich vorher fünfzig
Silben ab, um mich mit der Uhr überwachen zu können.

3. Übertragung des Stenogramms in die Schreibmaschine.

„Nun übertragen Sie bitte das Stenogramm in die Schreib-
maschine. Sind Sie mit diesem System vertraut? Arbeiten
Sie so schnell wie möglich, aber auch zuverlässig! Bitte
anfangen!“

Die gebrauchte Zeit vermerke ich im Fragebogen. Ferner
stelle ich die Zahl der etwaigen Verstöße gegen die Regeln
der Rechtschreibung und der Zeichensetzung sowie die Zahl
der Tippfehler fest und trage sie ebenfalls in den Frage-
bogen ein.

4. Diktat in die Schreibmaschine.

„Jetzt werde ich Ihnen noch etwas in die Maschine diktieren.
Stellen Sie bitte den Randsteller links auf 10 und rechts auf
70 Grad ein. Schreiben Sie also auf einer Zeilenlänge
von 60 Grad.“

Diese Zeilenlänge wähle ich, um die Anschlagsgeschwindig-
keit in der Minute leicht feststellen zu können. So viele Zeilen
die Bewerberin in der Minute schreibt, so viele Anschläge
macht sie in der Sekunde. Mitten im Schreiben lasse ich
ein neues Blatt einspannen. Viele Kräfte gebrauchen zum
Wechseln des Papiers unverhältnismäßig lange Zeit. So
kann ich die Geschwindigkeit der
Bewerberin beobachten. Neben
der Zahl der Anschläge in der
Sekunde stelle ich auch die Zahl
der Fehler fest und trage sie
in den Fragebogen ein.

5. Niederschrift der zu Beginn angesagten Wörter und Zahlen.

„Jetzt spannen Sie bitte ein
neues Blatt ein und schreiben
Sie darauf die Wörter und
Zahlen nieder, die ich Ihnen
vorhin angesagt habe. Wenn
Sie die Wörter nicht behalten
haben, so geben Sie möglichst
sinntensprechende Wörter an.
Denken Sie dabei ruhig nach;
die dazu gebrauchte Zeit bleibt
unberücksichtigt.“

6. Prüfung des Stiles.

„Wenn Sie mit der Nieder-
schrift der Wörter und Zahlen
fertig sind, so schreiben Sie
bitte einmal diese Sätze ab.
Ein Lehrling hat sie geschrie-
ben, der einen recht schlechten

Stil schreibt. Wenn Sie eine bessere Ausdrucksweise finden,
so ändern Sie beim Schreiben gleich die Unebenheiten ab.“

Ich übergebe der Bewerberin einige in schlechtem Schrift-
deutsch verfaßte Sätze, z. B. folgende:

„Die Ware ist meines Erachtens nach zu teuer, es ist die
Folge davon, daß ich sie meinen Kunden so teuer anbieten
muß, wie kein anderer Konkurrent tut. Schicken Sie die
Sachen binnen der nächsten Woche ab, daß ich sie baldigst
erhalte. Die Bezahlung geht Ihnen nach Eingang zu,
höchstens nach zwei Monaten.“

Während der beiden letzten Aufgaben kann ich die Steno-
typistin schon sich selbst überlassen und mich mit der nächsten
Bewerberin befassen. Wenn ich so alle in Frage kommen-
den Damen geprüft habe, kann ich in Ruhe entscheiden,
welche Kraft voraussichtlich am besten für meinen Betrieb
passen wird.

Herr B.: Also daher die auffallende Erscheinung, daß Sie
immer so gutes Personal haben!

Herr A.: Nun, unfehlbar ist natürlich auch mein Prüf-
system nicht; aber ich habe damit doch so gute Erfahrungen
gemacht, daß ich nicht mehr davon abgehen werde. Ich
nehme an, daß auch Sie einen Versuch damit unternehmen
werden! — Wenn Sie Gefallen daran finden sollten, werde
ich Ihnen übrigens auch gern gelegentlich einmal erzählen,
wie ich meine Sekretärinnen auswähle.

Weil die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind, und gemeinlich das, was um fünf Uhr
morgens geschehen sollte, erst um sechs Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer
Sache behält, wenn man alles ohne den geringsten Verzug unternimmt.

Lichtenberg.



Lampenfieber.
Zeichnung von Ch. Giroa.

Gehirnakrobaten.

Von Graf Carl v. Klincksowstroem.

Cäsar vermochte angeblich vier Briefe gleichzeitig zu diktieren und noch einen fünften selbst zu schreiben. Man darf aber annehmen, daß es sich hier um eine alternierende, nicht um eine simultane Geistestätigkeit gehandelt hat, denn gleichzeitige geistige Mehrfachleistungen dieser Art wären für die psychologische Wissenschaft ein Novum. Von Themistokles ist überliefert, daß er ein ganz außerordentliches Gedächtnis besessen habe: er soll den Namen eines jeden seiner Athener Mitbürger gekannt haben. Und der Philosoph Seneca berichtet von sich selbst, daß er zweitausend Verse nach einmaligem Vorgesprechen fehlerlos wiederholen konnte.

Das ist glaubhaft, denn derartige Gedächtniskünstler kennen wir auch aus unserer Zeit. Dazu gehörte zum Beispiel der junge Frank Huxley, der 1929 als Achtzehnjähriger starb und schon im Alter von acht Jahren vor einem Lehrerkollegium einen ihm völlig fremden Text von zwölf Druckseiten nach einmaligem Vorlesen ohne einen einzigen Fehler zu wiederholen vermochte. Einmal fragte ihn ein Mitschüler nach der Bedeutung eines Wortes im Thukydides. Huxley

regitierte sofort mehrere Sätze eines bestimmten Abschnittes in dem Buche. Als ihn sein Schulkamerad fragte, woher er wisse, daß er gerade diese Stelle gemeint habe, entgegnete Huxley: „Das von dir genannte Wort kommt im ganzen Thukydides nur zweimal vor, und zwar einmal auf der rechten, das andere Mal auf der linken Seite des Buches. Da ich dich auf die linke Seite schauen sehe, so weiß ich natürlich (!), welche Stelle du gerade studierst.“

Eine ähnliche Begabung wies der dreizehnjährige Zerah Colburn auf, dessen Stärke das Kopfrechnen war. Nach der sechzehnten Potenz der Zahl 8 befragt, antwortete er innerhalb drei Minuten: 281474976710656. Dieses Resultat kann normalerweise nur mit Hilfe der Logarithmentafel auf dem Papier in schnellstens zehn Minuten errechnet werden. Eine vierstellige Zahl multiplizierte der Knabe mit sich selbst in etwas mehr als einer Minute.

Der auf englischen Varietébühnen auftretende Gedächtniskünstler Datas hat die Spezialität, alle nur denkbaren historischen Daten in seinem Gehirn aufzuspeichern, so daß er im-

stande ist, jede diesbezügliche Frage im Augenblick zu beantworten. Er ist in der Lage, alle Tage genau anzugeben, an denen z. B. Schlachten im Altertum oder in der Neuzeit stattgefunden haben, Könige regierten usw. Wie entlegene Vorfälle sich sogar dem Gedächtnis dieses Künstlers eingeprägt hatten, zeigte einmal ein Vorfall, der sich während des Krieges gelegentlich einer Vorstellung in einem Hospital zutrug: Zum Scherz fragte jemand, wann zuletzt in England im Hochsommer Schnee gefallen sei. Datas dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Das ist meines Erinnerens nur einmal geschehen, und zwar am 27. August 1876, als das Pferd ‚Schnee‘ im vorletzten Rennen zu Ascot kurz vor dem Ziele stolperte und fiel.“ Man hielt diese geschickte Antwort zunächst für eine Ausrede, allein die Nachsuche im Rennalmanach ergab, daß Datas die Scherzfrage völlig zutreffend beantwortet hatte.

Man könnte versucht sein, die Berichte über derartige Leistungen als Märchen oder grobe Übertreibungen anzusehen, wenn nicht ein deutscher Gedächtnis- und Rechenkünstler, Dr. Fred Brauns, ständig den Beweis dafür lieferte, daß das menschliche Hirn tatsächlich zuweilen zu so unbegreiflich erscheinenden Leistungen befähigt ist. Auch Brauns hat schon als Kind durch seine einzigartige Begabung als Gedächtnisphänomen seine Lehrer verblüfft. Als Sechzehnjähriger hat er zu Büdaburg das Abitur bestanden, und die dreifache Promotion zum Dr. phil., med. et rer. pol. war ihm ein Kinderspiel. Mit welcher Gracitheit sein Gedächtnis arbeitet, möge zunächst ein Beispiel zeigen: Bei einer Vorstellung in Dresden befragte ihn jemand aus dem Publikum nach der Quadratwurzel der Zahl 8503052944. Dr. Brauns gab sehr schnell die richtige Antwort: 92212. Er fügte aber hinzu, es sei außerordentlich merkwürdig, daß ihm vor zwei Jahren in Hamburg genau die gleiche Aufgabe gestellt worden sei. Und nun bekannte sich der äußerst verblüffte Fragesteller als derjenige, der vor zwei Jahren in Hamburg die gleiche Frage gestellt habe. Er hatte den Zettel, auf dem er die Aufgabe damals berechnet hatte, zufällig noch in seiner Brieftasche bei sich getragen. Man muß sich das nur vorstellen: Wie kann einem Manne, der allein täglich fünf Stunden das Kopfrechnen üben muß, wenn er „in Schwung“ bleiben will, eine solche Ziffer im Gedächtnis haften bleiben, und noch dazu mit allen Begleitumständen?

Die Fähigkeit ist bei Dr. Brauns erblich überkommen: er hat sie von seinem Großvater mütterlicherseits geerbt, der zur Zeit, da zwischen den einzelnen kleinen Fürstentümern noch Zollgrenzen bestanden, an der Grenze zwischen Schaumburg-Lippe und Hessen-Rassel im Westertale als Zollinspektor wirkte. Kam nun die großen Kärnerwagen mit Reis, Kaffee, Zucker oder Mehl, von denen auf jeder Ware ein anderer Zoll lag, so errechnete der Zollbeamte ohne schriftliche Hilfe die zu zahlenden Zollsätze im Kopfe.

Dr. Brauns ist alles andere als eine trockene „Rechenmaschine“: groß und schlank, mit markanter Nase, sehr nervös und lebhaft, ist er vielmehr von sprudelndem Humor und ein ausgezeichnetes Gesellschaftler. Auch auf der Bühne weiß er durch treffenden Witz seine Vorstellungen zu beleben. So ärgerte es ihn einmal in Dortmund, daß ein älterer Herr im Publikum sein geringes Interesse an den Rechenkunststücken, die er wohl für „Tricks“ hielt — was sie nämlich nicht sind —, durch ostentative Zeitungslektüre kundgab und sich darin auch nicht durch ein paar an seine Adresse gerichtete sarkastische Bemerkungen des Künstlers stören ließ. Erst als Brauns zum „geschichtlichen Teil“ seines Programms überging, d. h. die an ihn gerichteten Fragen aus der Weltgeschichte beantwortete, ohne je zu versagen, wurde der Herr aufmerksam. Er stellte nun zehn ganz ausgefallene Fragen an Brauns, auf die dieser ausnahmslos die zutreffende Antwort gab. Nun aber drehte Brauns den Spieß um, nachdem der Fragesteller

sich als Historiker vorgestellt hatte, und erbot sich seinerseits, ihm für jede richtige Antwort auf zehn Fragen, die er ihm nun stellen wolle, je 100 Mark zu zahlen. Brauns hat keinen Pfennig zu zahlen brauchen. Der Herr Professor aber hatte Humor genug, um zu bekennen, er sei froh, daß das Varieté seinen Primanern verboten sei, sonst hätte er sich vor ihnen heillos blamiert.

Brauns bedient sich, wie gesagt, keiner Rechenricks. Aber er hat seine besonderen Methoden, um sich schier unmöglich erscheinende Zahlen- und Rechenaufgaben zu vereinfachen. Einmal merkt er sich die Zahlen rein visuell, ein andermal kommt ihm dabei sein Gehörgedächtnis zu Hilfe. In letzterem Falle merkt er sich die Zahlenungetüme durch ihren klanglichen Rhythmus; sie werden für ihn, wie er sagt, geradezu zur Musik. Zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben stehen ihm wiederum zwei Methoden zur Verfügung. Er individualisiert die Zahlen. Das heißt, er zerlegt sie entweder in ihre Primfaktoren oder in die Summe der Quadrate. Dieses letztere Vorgehen sei an einem einfachen Beispiel erläutert, an der Zahl 149. „Diese Zahl alledere ich“, sagt Brauns, „in 100 und 49 gleich 10 zum Quadrat und 7 zum Quadrat. 100 zerlege ich nochmals in zwei Quadrate, und zwar 64 und 36, also 64 gleich 8 zum Quadrat, 36 gleich 6 zum Quadrat. Folglich erhalte ich 149 gleich 6 zum Quadrat plus 7 zum Quadrat plus 8 zum Quadrat. So mache ich aus jeder spröden Zahl eine gefügige Materie.“ Das klingt alles so einfach und einleuchtend, und Geschwindigkeit ist zweifellos auch beim Rechenkünstler keine Hexerei, aber mit dem Nachmachen dürfte es dennoch bei den meisten Sterblichen hapern. Denn Grundbedingung bleibt eben ein übernormal entwickeltes Zahlengedächtnis.

Eine Gedächtnisleistung, die Dr. Brauns jederzeit und gern vorführt, ist u. a. die folgende: In eine Reihe schachbrettartig angeordneter Quadrate (64) werden willkürlich je eine einstellige oder auch eine dreistellige Zahl eingetragen. Brauns prägt sich dann das Bild einige Minuten lang ein und vermag nun nicht nur die Zahlen in der Folge der einzelnen waagerechten Reihen, sondern in jeder beliebigen Reihe und auch in der Folge einer Spirale, die mit dem innersten Felde endet, richtig anzugeben. Und dies vermag er auch noch, nachdem man sich mit ihm eine Stunde lang über tausend andere Dinge unterhalten oder ihn anderweitig auf die Probe gestellt hat. Ein „eidetisches“ Phänomen?

Zwei ganz besonders hervorragende Leistungen des Künstlers seien zum Schluß noch erwähnt. Im Jahre 1928 ist er zu Groningen in Holland mit zwanzig elektrisch betriebenen Rechenmaschinen in Wettbewerb getreten. Zwanzig Aufgaben waren zu lösen. Als Brauns mit den zwanzig Aufgaben fertig war, hatte der beste Maschinenrechner gerade den fünften Teil davon bewältigt. Eine noch erstaunlichere Leistung hat er 1927 in Königsberg vollbracht, eine Leistung, die ihn freilich außerordentlich anstrengt und die er mit starkem Kopfschmerz bezahlen muß; eine geistige Mehrfachleistung, die die zünftigen Psychologen an Brauns einmal gründlich studieren sollten: er ließ sich nämlich gleichzeitig drei verschiedene Leitartikel aus Zeitungen in drei Sprachen — deutsch, englisch, französisch — langsam vorlesen und gab dann jeden einzelnen korrekt wieder. Daß Brauns vierzehn Sprachen beherrscht, wird danach niemanden mehr verwundern. Man wundert sich aber doch, wenn man ihn mit dem Mediziner über medizinische Sachfragen, oder mit dem Philologen über Probleme der vergleichenden Sprachwissenschaft fachsimpeln hört, als sei er nur Spezialist auf diesen Gebieten der Wissenschaft. Außerdem ist er noch ein großer Jäger vor dem Herrn, der es aber für unter seiner Würde hält, Hasen und Vogelwild anders als mit der Büchse zu erlegen. Die Schrotflinte ist gut für Leute, die nicht so schnell — zielen können wie Dr. phil. et med. et rer. pol. Fred Brauns.



Teufelsmaske
aus Mittersill im Pinzgau (Österreich).



Teufelsmaske
aus dem Vötschentäl (Schweiz).

Lichtbilder: Dr. Eichler.

Masken.

Das Kulturleben aller Völker der Erde zeigt in wenigen Erscheinungen so enge Verwandtschaft wie in dem Maskentwesen. Die verschiedenen Formen von Maskeräden, Mummenschau und Umzügen, in denen es auftritt, haben sogar meistens denselben Bedeutungsgehalt zum Kern. Das, was wir in dem Faschingsgetriebe unserer Tage erleben, ist nur Abglanz und spärlicher Rest uralter Sitten und Bräuche, die in den Anfängen unseres Kulturlebens ebenso üblich waren, wie sie es heute noch bei den primitiven Völkern sind. Aus den religiösen Zeremonien und Kulte leitet sich das Maskentwesen her. Tanz und Schauspiel gingen ebenfalls aus diesen hervor oder waren damit verbunden wie der Totenkult. Bei all diesen besonders feierlichen Gelegenheiten tritt die Maske in Funktion.

Maske —. Man zieht sie vors Gesicht und ist jemand anderes, der Träger rückt in eine neue Welt, für ihn gelten neue Gesetze. Der Mensch hinter der Maske will anders sein, und unter diesem Symbol kann sich etwas von dem Dämonischen, das von Anfang an in unserem Innern schlummert, hervormagen. Masken verwandeln, verdrängen die Alltäglichkeit. Eine Zaubermacht ist ihnen eigen.

Diese magische Kraft läßt die primitiven Völker glauben, die Maske sei das Mittel, um die feindlichen Gottheiten, die das Leben und die Arbeit der Menschen bedrohen, zu bannen. Die zauberische Kraft der Maske geht auf den Menschen über, der darin steckt: er wird der Mächtige, der böse Dämonen beschwören kann, sein Flehen um Schutz und Fruchtbarkeit erhält besondere Wirkung. Er will vor allem die Natur, deren Unberechenbarkeit er fortwährend ausgesetzt ist, durch diese Zeremonien günstig stimmen. Diese Absicht liegt den Maskenaufzügen aller Völker ursprünglich zugrunde.

In den deutschen Landen lassen sich in den Alpengebieten heute noch Bräuche aufweisen, die diesem Sinn entsprechen.

Unsere Abbildung zeigt eine Maske aus dem Vötschentäl (Schweiz), die in ihrer grotesken Unförmigkeit einen Beweis für die wilde, urtümliche Phantasie bietet, die hier am Werke ist, und die von den Ausdrucksformen primitiver Völkerstämme kaum verschieden ist. Zu diesem Kopf mit seinem satanischen Ausdruck, der noch durch Bemalung gesteigert wird, kommt ein zotteliges Schaffell, und in diesem Aufzug toben am Fastnachtsonntag und -dienstag die jungen Leute durch die Häuser und über die Felder, erschrecken Frauen und Kinder. Überall wird ihnen Essen und Trinken als Opfergabe gereicht. Alle bösen Geister sollen durch diesen Spuk gebannt werden, und ein fruchtbares Jahr soll heraufziehen. Ähnliches geschieht oder geschah im Salzburgischen und in Bayern.

Zur Abwendung böser Geister dient die Maske auch im Totenkult. Und nicht nur bei primitiven Völkern ist es üblich, das Gesicht des Toten mit einem Abbild zu bedecken. Wie der Lebende würde auch der Tote dadurch in eine andere Sphäre gerückt und dem Zugriff der Dämonen entzogen.

Die Maske ist das Symbol der Schauspielkunst geworden. Für das heutige europäische Schauspiel war das griechische bestimmend, und dieses hatte gleichfalls religiösen Ursprung. Es ging aus den Spielen zu Ehren des Dionysos hervor, bacchantischen Festen und ausgelassenen Aufzügen und Prozessionen, wobei unter der Maske symbolhaft der Gott selbst verkörpert wurde.

Die Masken bestehen aus Rinde, Holz, Leder, bei hohen Kulturen aus Metall oder Elfenbein. Die Larven aus Stoff, die wir heute bei unserem Fasching kennen, wurden auch im Mittelalter schon verwandt, um unter ihrem Schutz reizvolle oder gefährliche Abenteuer zu bestehen. Von Venedig aus dürften sie verbreitet worden sein. Dort wurden bei allen glanzvollen Festen — sein Karneval ist noch heute berühmt — Masken getragen.

Dr. E.

Deutsche im Himalaja.

Von Walter Hofmeier.

In den Jahren 1921, 1922 und 1924 hatten die besten englischen Bergsteiger alle Kraft daran gesetzt, den höchsten Berg der Erde zu ersteigen. Die Royal Geographical Society, ruhmreich bewährt in der Erforschung letzter unbekannter Punkte unseres Erdballs, hatte sich dazu mit dem Alpine Club, dem ältesten und vornehmsten hochtouristischen Verband der Welt, verbunden. Der letzte Angriff scheiterte 300 m unter dem Gipfel des Mt. Everest. Mallory und Irvine hatten mit 8500 m die größte je von Menschen erreichte Höhe überwunden, als sie zuletzt gesehen wurden. Sie kehrten niemals zurück, und das Geheimnis ihres Unterganges dicht vor dem ersehnten Ziel wird wohl nie entschleiert werden.

Seitdem hat der Everest seinen neuen Angriff erlebt. Der wochenlange Anmarsch von Indien aus und die Ablehnung der Regierung von Tibet haben alle späteren Pläne vereinfacht.

Seit Jahrzehnten war der Himalaja eine Domäne der englischen Alpinisten gewesen. Die höchsten und großartigsten unter den Bergriesen der Erde blieben fast ausschließlich ihnen vorbehalten. An den Expeditionen hatte kein einziger Ausländer teilgenommen. Die Ersteigung dieses höchsten Gipfels galt britischem Sportgeist als ein nationales Ziel. Seit den Fahrten der Brüder Schlagintweit in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatte keine selbständige deutsche Gruppe mehr das gewaltige Gebiet des Himalaja betreten.

Im Sommer 1929 wurde eine Unternehmung durchgeführt, von der die deutsche Öffentlichkeit bisher viel zu wenig erfahren hat. Nur einem kleinen Kreis von Alpinisten war bekannt, welche ungeheure Schwierigkeiten dabei überwunden wurden und wie sehr die Teilnehmer es verstanden haben, durch ihre Leistung und ihr Auftreten dem deutschen Namen in Indien und in den Grenzlanden Tibets Ehre zu machen. Erst der soeben erschienene Bericht des Leiters der Expedition gibt ein richtiges und eindrucksvolles Bild davon, was dort geleistet wurde.

Ziel der Expedition war die Ersteigung des Kangchen-dzönga (8580 m), des dritthöchsten Berges der Erde, da der Mt. Godwin Austen (8602 m) ebenso wie der Everest politisch unzugänglich war. Der geistige Urheber des Planes, Paul Bauer, wählte sich acht Kameraden aus dem Kreise der Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München. Sämtliche Teil-

nehmer waren in den Alpen erprobte Hochtourenisten; mehrere von ihnen hatten sich bereits — ebenso wie der Leiter selbst — im Kaukasus und in Zentralasien als Bergsteiger bewährt.

Der Gipfel wurde nicht erreicht. Die technischen Schwierigkeiten des Berges übertrafen bei weitem diejenigen des Mt. Everest. In wochenlangem zähesten Arbeit zwischen 6000 und 7000 m wurde mit der Eisaxt ein Weg geschaffen, der für Träger mit Lasten passierbar war. Der scharfe Eisgrat, über den er führte, war mit gewaltigen Eisstürmen gesperrt, die zum Teil durch Tunneln überwunden werden mußten.

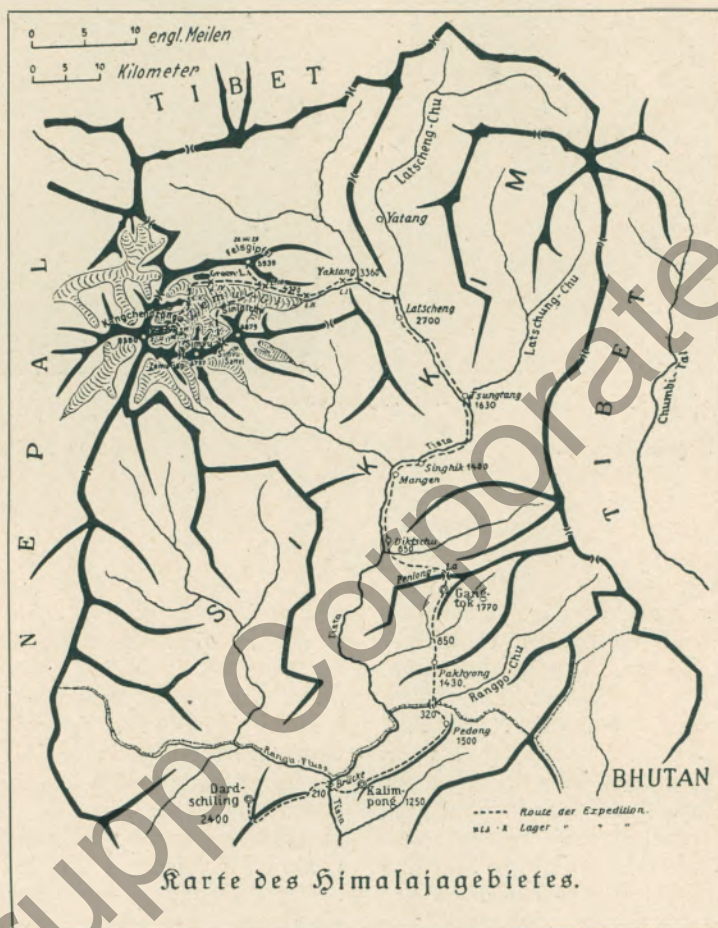
Nach sechs Wochen harten Kampfes schien der Erfolg zum Greifen nahe. Die abschreckende Mittelzone war überwunden und leicht gangbares Gelände erreicht. Der deutsche Höhenrekord war im Vorjahr durch Ersteigung des Pik Lenin, des höchsten Gipfels des russischen Reichs, auf 7130 m gebracht worden. Jetzt wurde er bei einem Morgenspaziergang um 300 m nach oben verschoben. Im letzten Lager am Grat, auf 7020 m Höhe, standen sechs Deutsche mit einigen Trägern in bester Verfassung bereit. Die nächsten Tage mußten den Sieg bringen.

Da machte ein furchtbarer Wettersturz allen Hoffnungen ein Ende und bedrohte die ganze Expedition mit dem Untergang. Das Gros wurde sofort heruntergeschickt. Nur Bauer selbst mit Allwein, einem der Ersteiger des Pik Lenin, und zwei Träger harrten oben aus. Tagelang heulte der Sturm um die

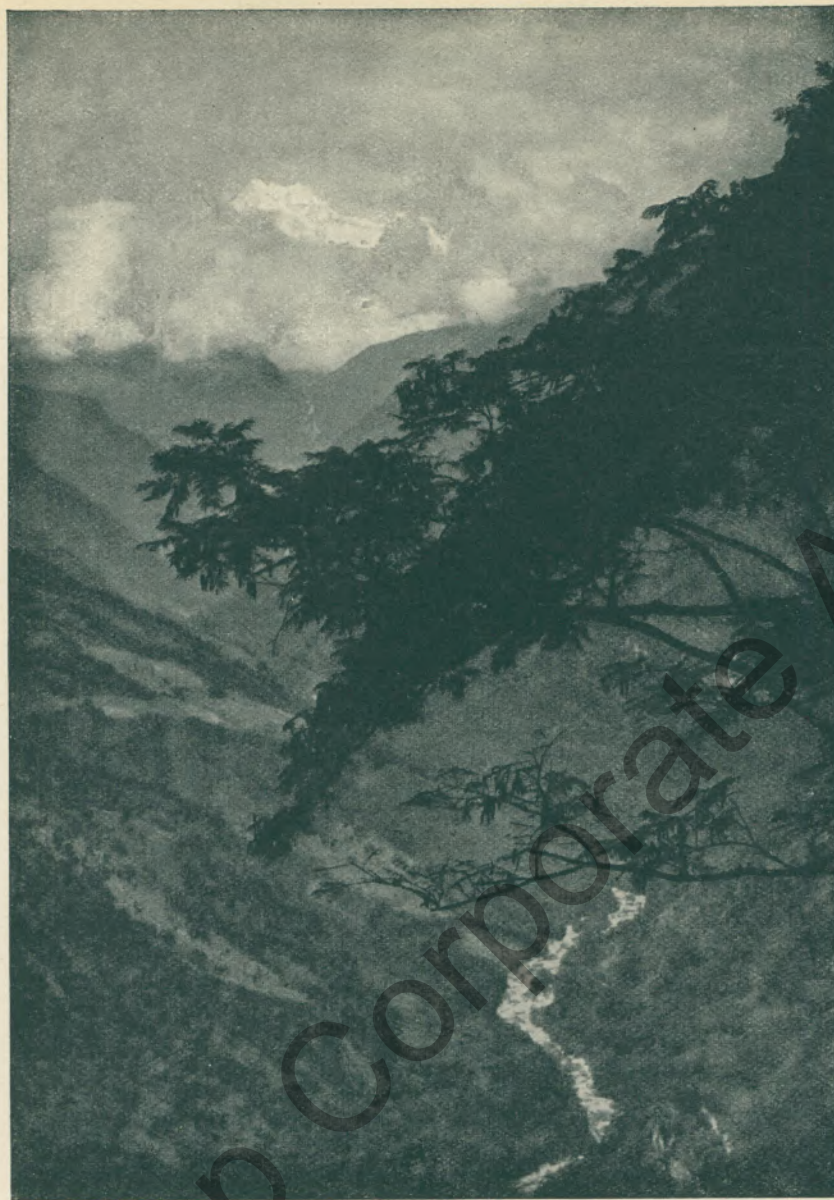
Höhle im Eis des Grates, tagelang fiel der Neuschnee immer stärker und häufte sich meterhoch. Vom 2. bis zum 8. Oktober hielten sie dort aus, in mehr als 7000 m Höhe, in einer Jahreszeit, die in den Alpen als unmöglich für ernstere Touren angesehen wird. Die Lage schien verzweifelt, denn der in vielen Wochen erbaute Weg war unter zwei Meter Neuschnee verschwunden.

Der letzte Erfolg blieb den tapferen Kämpfern versagt. Immerhin sind sie am Kangchendzönga um 1000 m höher gekommen als alle Vorgänger und auch ihre Nachfolger, die „internationale“ Expedition Professor Dyhrenfurths, im Sommer 1930. Es bleibt zu hoffen, daß es Paul Bauer selbst im nächsten Jahr vergönnt sein möge, die Worte wahrzumachen, mit denen er nach einer Zusammenfassung seiner Erfahrungen seinen Bericht schließt:

„Dies läßt die Hoffnung aufkeimen, daß man die höchsten Punkte der Erde mit voller Sicherheit aus eigener Kraft betreten kann, und nährt den Glauben an die ungeheure Macht des menschlichen Willens, dem auch dort oben keine Schranken gesetzt sind.“



* Anmerkung der Schriftleitung: Dank dem Entgegenkommen von Verfasser und Verlag ist es uns möglich, als eine der ersten deutschen Zeitschriften eine Reihe der spannendsten Ausschnitte des Berichtes nachstehend zum Abdruck zu bringen.



*Der Kanchendzönga (8580 m) über dem Talungtal
(etwa 700 m).*

Kampf um den Himalaja.

Von Paul Bauer*.

Vorübung.

Der Geburtsort unserer Auslandsbergfahrten ist das Isartal vor München. Freund Brenner und ich hatten uns einmal mittellos — 1922 in der Inflationszeit — dorthin zurückgezogen. Der Wald war unsere Studierstube, die Isar unser Tummelplatz, die Felsen gegenüber dem Georgenstein unser Lieblingsaufenthalt, unser Reichtum: ein Geldkessel, einige Erbwürste, ein Trumm Käse aus dem Allgäu.

Das Feuer lohte des Nachts; die Stadt, das ganze Deutschland, für das wir fünf Jahre lang jede Stunde zum Sturm anzutreten bereit waren und das uns nun so schrecklich fremd

geworden war, das alles lag in unserem Rücken meilenfern, so entrückt unserem Empfinden, daß wir uns im fernsten Canon Nordamerikas wähnen konnten. Nahe war uns die Natur, unsere stets getreue Freundin, die uns so manches Mal mit einem goldenen Abendhimmel die schwersten Schlachttage, die bittersten Verluste hatte vergessen lassen, die mit dem Sträuschen blauer Kornblumen am Grabenrand immer wieder Freude und Friede in unser zerschossenes Schützengrabendasein brachte; zu ihr waren wir aus einer fremden, zusammenbrechenden Welt geflohen.

Im Widerschein des Feuers leuchteten die Strudel der Isar; von weit her schob sie sich mächtig, lebend wie ein Ungeheuer heran, um schließlich unsere Felsen wie ein treuer Hund zu umschmeicheln. Unsere Gedanken wanderten von einem Ende der Welt zum andern und verweilten überall, wo Menschen im Kampf stehen mit der unberührten Natur.

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Knorr & Hirth G. m. b. H., München, dem soeben erschienenen Buch von Paul Bauer „Im Kampf um den Himalaja“ entnommen. 174 Seiten mit 100 z. T. ganzseitigen Bildern, 5 Panoramen und 3 Karten in Ganzleinen. Preis 7,90 RM.

Die Worte flossen langsam über das Feuer hinüber und herüber, sie wurden bestimmter, zielgerichtet. Als der Morgen graute, da erhoben wir uns von unseren Fellen, der Plan war in allen Einzelheiten fertig: Proviant für sechs Wochen aus Deutschland mitnehmen, Entfernungen mit dem Rad zurücklegen, im Zelte wohnen. — Es wäre zum Lachen, wenn es uns nicht gelingen würde, allen Schwierigkeiten zum Trotz die hohen Berge dort drunten zwischen Italien und der Schweiz aufzusuchen; es mußte gelingen, denn es war höchste Zeit für uns, aus der drückenden Enge, in die der Krieg Deutschland geschlagen hatte, herauszukommen.

Das war der Anfang; mit reichen Erfahrungen und schönen Erfolgen — Monte Rosa, Matterhorn, der Nadelgrat: zwölf Viertausender waren uns zugefallen — kehrten wir im Herbst zurück.

Der Entschluß.

Zur Zeit der Everest-Expeditionen der Engländer war es noch ein phantastisches Luftschloß, wenn wir davon träumten, in den Kampf um die höchsten Gipfel der Erde mit einzugreifen. Schritt für Schritt gingen wir aber an immer größere Aufgaben heran. Nach zweijähriger Arbeit endlich gelang es mir 1928, mit drei Freunden in den Kaukasus einzudringen. Gleichzeitig weilte Dr. Alwein mit der deutsch-russischen Expedition im Hochland von Pamir und bestieg als erster den Piz Lenin. Nach der Rückkehr beschäftigten wir uns erstmals ernstlich mit Himalajaplänen, zunächst noch zögernd, denn es war eine große Aufgabe, vielleicht die letzte große Aufgabe, die die Erde dem Menschen noch stellt, aber eine Aufgabe, die gelöst werden muß, wenn wir uns rühmen wollen, die ganze Erde zu kennen. Je mehr wir uns kritisch mit diesem Problem beschäftigten, desto sicherer wurden wir unserer Sache, ja wir empfanden es schließlich als einen kategorischen Imperativ, unsere Erfahrungen und Kräfte an diesem Punkte einzusetzen. Das erste Rundschreiben an meine Begleiter begann daher mit den Worten: Es ist mir klar geworden, daß wir im Jahre 1929 in den Himalaya* müssen.

Auftakt.

Das Wetter war so schön, die Gegend so lieblich, als ich mit den drei Trägern ohne jedes Gepäck von Naktang aufbrach, daß ich Schuhe und Strümpfe den Trägern gab und barfuß durch die wässrigen Wiesen plantzte. Auch durch das Rhododendron Dickicht turnte man barfuß leichter als mit den schweren Schuhen; in den hohen Stauden einer Lichtung folgte ich aber dann versehentlich einer Wildspur, die sich im Gestrüpp verlor.

Zwei Stunden später war ich mit den geheimsten Geheimnissen der Wildnis vertraut. Ich hatte mich mit unendlicher Vorsicht durch unwegsame Dickichte geschlichen, war auf Bäume geklettert, hatte mit meinen nackten Füßen den Pflanzenteppich am Boden nach Schlangen und Getier durchsucht, bevor ich fest auftrat, auf bemoosten Blöcken und schlüpfrigen Stämmen hatte ich mich bis in die Mitte des ungemein reißenden Rhonakflusses hineingeschoben, um nach der Brücke Ausschau zu halten. Ich war aus dem Staunen über die wilde Ursprünglichkeit der Pflanzenwelt, ihren Reichtum an Formen, Farben und Arten nicht herausgekommen. Die Natur hatte es auch gut mit mir gemeint. Außer einigen Blutegeln tat mir kein Tier etwas zuleide. Sie scheinen alle vor meiner merkwürdigen Erscheinung — Laufhose, Hemd, Tropenhelm, unrasiert seit vierzehn Tagen — die Flucht er-

griffen zu haben; ganz ohne Grund, ich hätte sicher keinem etwas zuleide getan, denn ich hatte nicht einmal ein Taschmesser.

Als ich den Pfad wieder fand, waren die Träger mit meinen Schuhen längst über alle Berge. So lief ich denn barfuß weiter. Noch einige Blutegel stürzten sich voll Entzücken auf meine nackten Beine, sonst aber kam ich unbeschädigt hinaus nach Latscheng, allerdings nicht ohne allgemeines Aufsehen dort zu erregen.

Anstieg.

Drei Tage stolperten wir über die Moränen, schliefen in der ungeheuren Stein- und Eismüste einsam in unserm kleinen Zelt, während sich unser Pasang — Pasang heißt übrigens Freitag — wie ein Igel unter einen Stein rollte, jede Nacht schneite es, und jeden Tag schien die Sonne; kochten wir unser Frühstück noch bei bitterer Kälte im weißen Schnee, so war es mittags so heiß, daß man sich nur mit größter Mühe durch die von der abertausendfach zurückgestrahlten Sonne glühende Luft der Gletschermulden fortbewegen konnte. Da unser Gepäck recht erheblich war, kamen wir nur langsam vorwärts, mehr als 10 km in der Luftlinie konnten wir an keinem Tag zurücklegen, dazu kamen allerdings die zahlreichen Windungen, Höhenverluste, Erkundungsgänge und auch Irrfahrten.

Die dritte Nacht verbrachten wir zwischen Felsblöcken auf der Moräne im hintersten Winkel des Zernugletschers; unser Pasang lag wie ein Hündchen in einer engen Felspalte unter uns. Wir erwachten in einer wahrhaft großartigen Umgebung; die ungeheuren Nordostabstürze des Kangchen leuchteten 3500 m hoch vor uns auf in den ersten Strahlen der Morgensonne, jenseits des Gletschermeeres ragte die kilometerlange und kilometerhohe Wand des Simvu kalt und finster auf, der feingeformte Ausschnitt des Zernugaps ließ ein Stück makellos blauen Himmels tief hereinschauen in die Eismüste, und unmittelbar vor unserem Lagerplatz weg begann sich der Nordostsporn in steilen Absätzen gegen den Gipfel hin aufzurecken. Brenner und ich betrachteten ihn lange prüfend. Brenner sagte, als wir längst schon wieder auf dem Rückmarsch waren, immer noch keinen Ton; ich verstand ihn auch ohne Worte: er hielt den Sporn für vollkommen unmöglich, wollte mir aber seine Meinung nicht aufdrängen. Der Anblick war auch wirklich niederschmetternd gewesen. Freilich unmöglich? Na, das würde man ja sehen. Die steile Fels- und Eiswand hinauf zum Ansatz des Nordostsporns konnte gehen — ein guter Eismann kommt schließlich fast überall hinauf, wo ihn keine Lawinen bedrohen, und denen konnte man unter Felsüberhängen entlang anscheinend ausweichen —; aber am Grat, da baute sich ein senkrechter Eisabbruch über dem andern auf, ein Duzend Eisnasen, gewaltiger als am Scerscen, zwischen 6000 und 7000 m.

Wer nur die Alpen und den Kaukasus kennt, kann sich keine Vorstellung von den gigantischen Ausmaßen dieser Trümmerstätte machen. Schutthügel, größer als die Burg zu Nürnberg, türmen sich einer hinter dem anderen auf, Gletscherflüsse graben Schluchten von mehr als 40 bis 50 m Tiefe in das Eis, ganz harmlos aussehende Schuttrücken brechen unerwartet in breiten, viele Meter hohen Eismänden ab. Stunden vergehen da, bis man einen scheinbar naheliegenden Punkt erreicht. Als es einmal gegen Mittag ging, da brannte die tropische Sonne — es ist die Breite der Wüste Sahara — so in die Gletschermulden hinein, daß mir der Kopf ganz genommen wurde. Tropenhelme voll Schnee und Gletscherwasser halfen nur zeitweise, und auch der Nackenschuß konnte die Wirkung der Strahlen nicht ganz bannen. (Es dauerte ja noch Wochen, bis wir es uns eingestanden, schließlich gaben wir der Erkenntnis aber doch Raum, daß die Leistungsfähigkeit in der Zeit von 11 bis 14 Uhr in den Gletschermulden sehr

* Das Wort wird nach Duden neuerdings in der letzten Silbe mit „j“ statt „n“ geschrieben; dieser Schreibweise habe ich mich jedoch nur ungern angeschlossen, da das „n“ in der Literatur so ausschließlich gebraucht wird, daß mich das „j“ fremdartig anmutet. Auch mit der Betonung Dudens (Himalaja) kann ich mich nicht befreunden.



Der Hangchendzönga. Im Vordergrund die Grünsee-Ebene und die Moräne des Kemugletschers.

herabgemindert wird und auch mit der größten Energie nicht wesentlich gesteigert werden kann. In diesen Breiten ist es ja — und damit haben wir uns beruhigt — eine Regel, daß der Europäer in der Mittagszeit größere körperliche Anstrengungen vermeidet.) Es wurde dabei 13, es wurde 14 Uhr, die Simvubteilung stieß zu Brenner, sie warteten gemeinsam bis 16 Uhr. Als dann immer noch nichts zu sehen war, schien es ihnen höchst wahrscheinlich, daß mir etwas zugestoßen sei. Kraus rastete zum Hauptlager hinunter und alarmierte es. Er legte den Weg in einer Stunde und fünf Minuten zurück. In zehn Minuten hatte Allwein als stellvertretender Kommandant eine Rettungsabteilung zusammengestellt; als die ersten schon abmarschierten, tauchte Leopold keuchend auf; bald nachdem Kraus davongesauft war, hatte man mich mit dem Glas erspäht, als ich über den Kamm einer Moräne heraufkam.

Attempause.

Nach einem tiefen, traumlosen Schlaf erwachten wir am nächsten Morgen. Über den hohen Moränenwall schaute, von der Morgensonne beschienen, ein helleuchtender hoher Schneegipfel ins Zelt. Im Nu war ich auf den Beinen und stürmte, in heller Begeisterung über das herrliche Wetter, auf die Moräne hinauf. Oben kam ich schwer atmend an. Die dünne Luft machte sich besonders morgens leicht bemerkbar. Ich setzte mich auf einen der großen Blöcke und sah zu, wie es in dieser herrlichen Gegend Tag wurde.

Über dem noch im bleigrauen Dämmerlicht schlafenden, wildzerschründeten, teilweise mit einer dünnen Lage Neuschnee bedeckten, breiten Gletscherstrom wallten dicke, weiße Nebel, die nach oben immer zarter und durchscheinender wurden und sich in dem rosaroten Morgenlicht auflösten. Glänzend weiß, ganz unkörperlich stieg darüber eine breite, blendende Mauer hoch in den hellblauen Himmel. Eine bestimmte Bergform war nicht zu erkennen. Der Lage nach mußte es der breite Gebirgsstock des Simvu sein. Am sonnenbeschienenen Hang

des Sugarloaf waren die Nebel in wilder Bewegung, sie hoben und senkten sich, plötzlich rissen sie entzwei und ließen für kurze Zeit den Blick auf den langgestreckten Nordgrat und den unheimlich hohen Gipselaufbau des Götterberges frei, dann schob sich der Vorhang wieder zusammen. Ich war überwältigt von all der Größe und Herrlichkeit. Als die Sonne zu uns auf den Gletscher herunterkam, sah ich drüben auf einem entfernten Moränenhügel unseren Koch in hochender Gebetsstellung sich mehrmals tief gegen die aufgehende Sonne verneigen, während sich nahe bei mir ein großer Rabe niederließ und laut seinen rauhen Morgentruf krächzte. Dann wurde es drunten in unserer kleinen Siedlung lebendig; die Lasten wurden geschnürt, und bald zogen wir auf der Hangmoräne am Sugarloaf gletscheraufwärts einem großen, aus dem Wolkenmeer schauenden Felsporn entgegen.

Angriff und Rückzug.

Am nächsten Tag war das Wetter ausnehmend schlecht. Trotzdem mußte die Entscheidung an diesem Tag erkämpft werden. Es blieb keine andere Wahl: man mußte versuchen, in die zahllosen Wächtenkämme Breschen zu schlagen und langsam ansteigend durch die Flanke zum Grat hinaufzuqueren. — Bei dichtem Schneetreiben ging der Erste gut gesichert an die Arbeit. Es schien ein sehr gewagtes Beginnen, sich diesen luftigen Schneegebilden anzuvertrauen, die viele Meter hoch auf der steilen plattigen Unterlage aufsaßen. Sie erwiesen sich jedoch mit der Zeit als sehr zuverlässig. Eiszapfen bis zu Armesdicke durchzogen den Firnschnee und gaben ihm eine ganz unerwartete Festigkeit, selbst wenn hinter eisigen Vorhängen manchmal metertiefe Löcher gähnten. Der Erste hackte Viertelftunde um Viertelftunde mit vorsichtigen Schlägen (um sich in der großen Höhe nicht zu überanstrengen). Endlich, nach fünf Viertelftunden, war ein Weg durch den ersten Kamm und jenseits in die Rinne hinein gebahnt, den auch beladene Träger verhältnismäßig sicher gehen konnten.

Andere traten an die Spitze, bald jedoch mußte die Arbeit eingestellt werden, da bereits kleine Lawinen von oben herabkamen. Wir konnten getrost umkehren: Wenn wir auch den Grat an diesem Tag noch nicht erreicht hatten, so war doch die Methode gefunden, die gefährlichste Gefahr für unsere Träger gangbar zu machen. Wir hatten es gelernt, mit diesen merkwürdigen, neuartigen Eisgebilden umzugehen, und hatten vor allem gemerkt, daß es auch in diesen Höhen noch möglich ist, schwerste Eisarbeit zu leisten.

Dauerndes Schneetreiben zwang uns zunächst noch einmal zum Rückzug ins Lager VI. Mir kam es nicht ungelegen, denn ich hatte in den letzten zwei Tagen durch Veramongenuß, mit dem ich meine Zahnschmerzen zurückdrängte, so an Leistungsfähigkeit eingebüßt, daß ich mich nur mit Mühe hinunterschleppen konnte. Der böse Zahn wurde dort entfernt. Wir hatten keine Zahnzange, denn wir sagten uns: Für alle möglichen Operationen können wir uns auf keinen Fall vorsehen, und einfache Fälle kann man mit der Reißzange auch behandeln, folglich können wir das Gewicht einer gewöhnlichen Zahnzange sparen. Und die Ereignisse gaben uns recht: Der Fall gehörte nicht mehr zu den einfachen, denn der kranke Zahn hing an einer Brücke. Er wurde aber gleichwohl, zwar nicht schmerzlos, aber doch mit bestem Erfolg, behandelt. Nachdem die Brücke einer längeren Behandlung mit der Steigeisenseile widerstanden hatte, wurde sie einfach mit der Zange durchgezwickelt; dann war der Zahn schon so locker, daß er sich ohne besondere Schwierigkeit ziehen ließ. Zwei Ärzte und ein Tierarzt waren zwei Stunden dabei tätig, ein Diplomingenieur war als Sachverständiger für Eisenseilen und Zangen, für Metallbehandlung und Hebelwirkung zugezogen worden.

Andacht.

Wenn man morgens in aller Frühe vors Zelt trat, saß oder stand Tscheddar schon auf seinem Küchenfelsen und verrichtete seine Morgenandacht. Das Bild des Mannes, der da inmitten einer von Eis und Kälte starrenden Umgebung verklärt hinüberschaute zu dem von den ersten Strahlen der Sonne beschienenen fernen Gipfel des heiligen Rangchenjau, machte mir einen tiefen Eindruck. Es ist eine große und erhabene Übung, wie sie der für uns ganz unvorstellbaren Größe der Landschaft entspricht, daß die einsamen Wanderer und Hirten in den eisigen Tälern Hochtibets bei Sonnenaufgang ihr Angesicht dem leuchtenden Gipfel des heiligen Berges zuwenden. Die Blicke begegnen sich dort und knüpfen Tag für Tag die Bande neu, die diese Menschen zu einer Gemeinschaft, sogar zu einer Kulturgemeinschaft zusammenhalten. Tscheddar freilich war kein ganz einfacher Mann, er war ein Führer unter seinen Volksgenossen, ein Mann von erstaunlichem Wissen auf religiösem Gebiet, er schrieb und sprach englisch, er leitete die religiösen Feste der Träger in den Vollmondnächten, seine Gebetsübungen waren eine Mischung aus Frömmigkeit und Gymnastik, die in ihrem gymnastischen Teil zur Gründung einer Schule bei uns ausreichend gewesen wären. Er war nicht nur ein guter Koch, sondern auch ein bewußter, gebildeter Vertreter der buddhistisch-lamaisistischen Weltanschauung und brachte uns einen sehr guten Eindruck von diesen verträglichen und immer fröhlichen Menschen bei.

An diesem Abend herrschte in unserer Eishöhle eine beinahe feierliche Stimmung. Wir hielten den Erfolg wochenlangen Bemühens in unseren Händen, es schwindelte uns fast bei dem Gedanken, daß der ungeheure Berg uns nun zufallen könne. Beigel gab diesem Abend noch eine besondere Note. Aus den geheimnisvollen Tiefen seines Rucksackes zog er für jeden von uns eine kleine Überraschung heraus. Seit Wochen, teils seit Monaten hatte er für diesen Augenblick vorgesorgt. Der

eine bekam eine Schachtel feinste Zigaretten, der andere ein Päckchen Tabak, ein anderer Süßigkeiten, und jeder bekam drei wunderbar frische, nicht erstorene Äpfel aus Dardschiling. Auch die Träger erhielten ihren Anteil. Es war Weihnachten in unserer Höhle.

Wir freuten uns unserer stolzen Höhe. Klar bis in unendliche Fernen lag ein Stück Asiens zu unseren Füßen, von den fernen Bergen Tibets bis hinein nach Bhutan schweifte das Auge. Auch unsere Träger waren begeistert, ihre Gesichter strahlten. Die Wand und der Sporn, die uns soviel Arbeit gekostet hatten, waren kaum mehr zu sehen. Die roten, warmen, sonnigen Hügel Tibets — kaum zu glauben, wie freundlich dieses Land sein kann! — waren gegenwärtiger als alle Mühe und Plage der letzten Wochen. Die wilden Berge hatten ihre Schrecken verloren. Der Simvu, der Einfolchu, die Drins lagen unter uns — formenschön, nur mehr schön, das Gefährliche war gewichen. Der Himalaja, der aus den Schluchten so wild und unentwirrbar aussah, war, von hier aus gesehen, einfach gegliedert. Es ist nicht das Gewirr von hintereinander sich türmenden Bergketten wie in den Alpen, nicht eine einzige scharfe Schneide wie im Kaukasus. — Einzelne Bergflöße entragen hier einer unendlich weiten hügeligen Hochebene, die sich gegen Süden, von den Wassern angegriffen, in Höhenrücken und Schluchten auflöst und über unergründlichen Tiefen endigt.

Schwerer Entschluß.

Beigel und Aufschneider hatten am Abend vorher nach einem schweren Tag sehr erschöpft die Höhle in Lager IX erreicht und dort in dem von Schnee nassen und gefrorenen Zeug eine ungemütliche Nacht verbracht. Man sah kaum die Hand vor den Augen, der Sturm piffte schneidend kalt, als sie am 7. morgens aus der Höhle krochen; man trat bei jedem Schritt ins Nichts. Die Schneemassen lösten sich lautlos von den Türmen und glitten mit unheimlich anschwellendem Brausen in unergründliche Tiefen hinab. Den ganzen Tag staken die beiden bis zur Brust im Schnee, sie waren von Türmen hinabgesprungen, sie waren auch gestürzt, ein Rucksack war schon verloren, aber sie mußten hinab, denn das Nepalunternehmen stand auf dem Spiel. Das Lager VIII hatten sie bereits hinter sich und standen auf dem „Waag-rechten Gratstück“. Dort aber war kaum mehr vorwärtszukommen. Es wurde Nacht, bei einer schweren Querung stürzte Beigel mit einem ausbrechenden Stück der Wächte, Aufschneider konnte ihn nur halten, indem er jenseits hinabsprang, der letzte Rucksack mußte preisgegeben werden, um wieder hinaufzukommen und ohne jeden Schutz, ohne Zelt und Schlafsack, ja ohne Wollwesten und Windjacken, ohne einen Bissen Brot saßen beide, durch die fast übermenschlichen Anstrengungen der letzten beiden Tage am Ende ihrer Kräfte, unter einer Wächte im Schneetreiben.

Die Gesamtlage war an diesem 7. Oktober wirklich verzweifelt. Das Schlimmste war, daß keiner etwas von dem anderen wußte. Die Sorge um das Schicksal der anderen war überall quälender als der Gedanke an die eigene Lage.

Die anderen waren schon längst durch das Loch unserer Eishöhle hinausgekrochen. Allweil war im Schnee verschwunden, der letzte der Träger stapfte zögernd in das grausige Wetter hinaus, ich stand noch in der Höhle. — Das Seil, das mich mit den anderen verband, begann sich zu straffen; ich zögerte noch immer: der Entschluß zur Umkehr war noch nicht ganz reif. Die deutsche Kriegsgeneration ist gewiß nicht verzärtelt; sie ist gewöhnt, harte Notwendigkeiten auf sich zu nehmen und ihre schönsten Träume zerfließen zu sehen, trotzdem brachte ich es nur sehr schwer übers Herz, hier umzukehren. Mochte der Verstand erkennen, daß die sofortige Umkehr das einzige war, was uns übrigblieb, ein verbissener



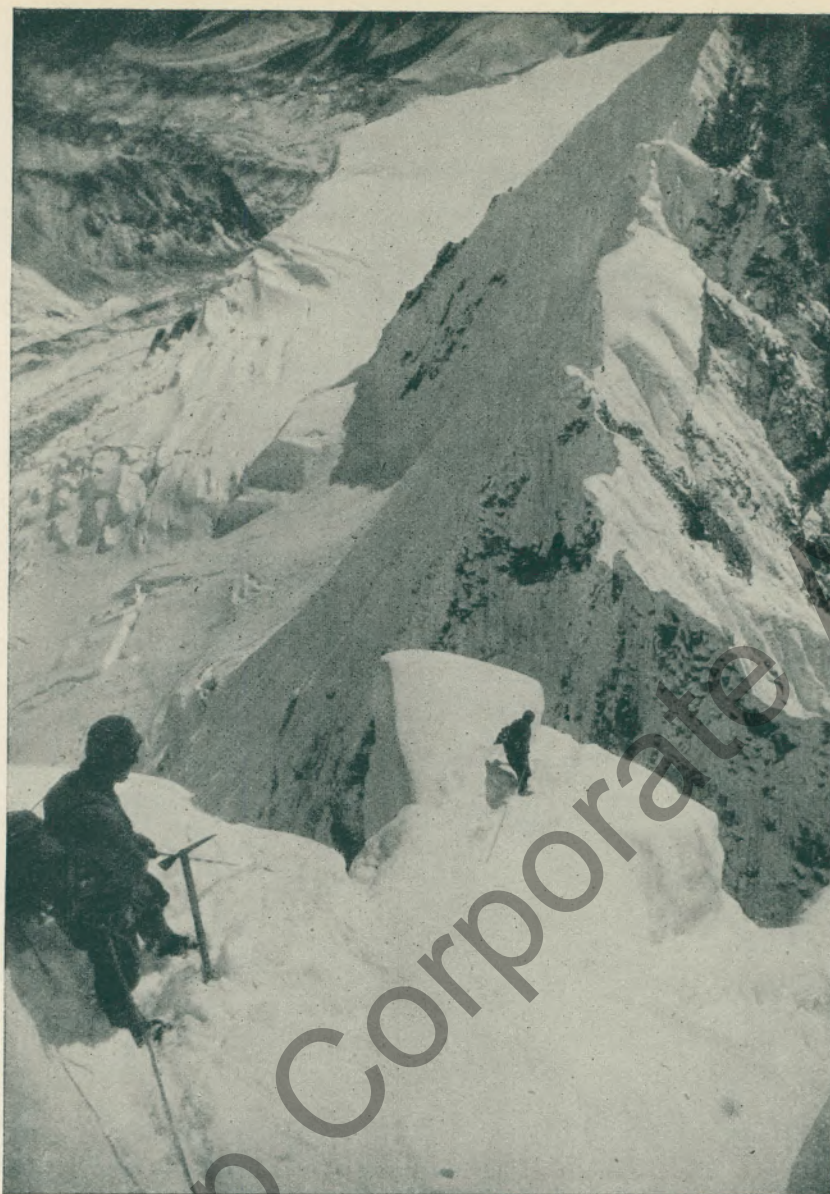
Der untere schwierigere Teil des Nordostspornes.

Wille und ein sehnedes Herz rebellierten verzweifelt dagegen. Empfindsamere Teile meiner Seele mußten noch etwas Zeit haben, langsam breitete ich das deutsche Banner auf dem Boden der Höhle aus und strich seine Falten sorgfältig glatt, daneben legte ich die englische Flagge.

Als ich dann aus der Höhle kam, lagen diese Dinge hinter mir. Ich war bereit, dem Schnee und dem Wind und, wenn es sein mußte, dem Kangchen selbst den Spruch Böß von Verlichingens zuzurufen. Zum Rückwärtsschauen und Träumen war keine Zeit mehr. Eine neue, schwere Aufgabe lag vor mir: die Rückführung der Mannen. Die Lage war ja so verzweifelt — bei solchen Neuschneemengen ist man im harmlosesten Mittelgebirge verloren — daß es nur ein Mittel gab, sie zu retten, ein Mittel, das eine Einheit ist, wenn es auch einer Vielzahl von Worten bedarf, um sich auszudrücken: klarer Kopf, unerschütterliches Selbstvertrauen und unbezähmbare Lust am Kampf mit den Elementen. Wir zwei alten Kämpen, Allwein und ich, begannen diesen Morgen innerlich vor Kampfeslust bebend, doch mit ruhigen, bedächtigen Bewegungen. Des Endes dachten wir mit keinem Gedanken; es lag in der Hand eines anderen, der es uns zumessen würde, wie er es für recht hält. Wir dachten nur an den Kampf, und da würden wir unseren Mann stellen.

Allwein ging voraus, er trug die großen Überschuhe, um eine breitere Austrittsfläche zu haben. Seine Körpergröße, seine Ausdauer und Erfahrung befähigten ihn am ersten dazu, den Weg in den Schnee zu bahnen, die Türme abzuräumen und die Lawinen loszutreten — zu „tragen“, wie der münchenerische Fachausdruck heißt —; nach einer ganzen Seillänge (40 m) folgte Kedar, ein Mann von 26 Jahren, zäh, stämmig, kaltblütig, erfahren, furchtlos. Er war der gegebene Mann, um Allwein zu sichern. Nach weiteren 40 m Seil folgte Pasang, ein kräftiger, fröhlicher Bursche von 22 Jahren, dem man es aber anmerkte, daß er das erstemal in seinem Leben in einer solchen Lage war. Nach 40 m, am Ende der ganzen Seilschaft, folgte ich als Sicherung für die Träger und als Notanker für den Fall, daß die drei vordersten Mann miteinander abstürzen sollten. Wir drei letzten trugen keine Überschuhe, um einen festeren Stand zu haben, aber auch keine Steigeisen, da sich an ihnen doch nur Schneestollen gebildet hätten.

Die ersten Lawinen konnte Allwein losretten, ohne daß sie ihn mitrissen. Der große Hang war zu unserm Glück schon abgerutscht, wir sparten Stunden, indem wir mühelos in der Lawinenbahn hinunterstiegen. Dann hatten wir aber noch ein recht ernstes Lawinenerlebnis. Allwein und die beiden



Beim Abstieg zum Lager VIII.

Träger waren im Schneegestöber verschwunden; es ging über ein steileres Gratstück abwärts, deshalb hatte ich die Träger mit ganz langem Seilabstand hinuntergehen lassen und blieb selbst solange als möglich oben. Da dringt ein Ruf aus dem Nebel, offenbar Absturz, Schneebrett, Lawine. Ein Sprung und ich stehe atemlos zwar, aber fest im Schnee oben auf der Kante. Das Seil strafft sich, der Zug wächst mit unheimlicher Stetigkeit. Ich lege die ganze Kraft in Arme und Rücken, das Herz steht still, die Luft geht mir aus, endlich ist die Bewegung da unten zu Ende. Nach einer Weile erst kann ich nachschauen. Die Träger liegen immer noch bewegungslos im Hang; Allwein sitzt, aber keiner hat Luft genug, um einen Ton von sich zu geben. Die Träger haben die Lasten noch auf dem Rücken, aber sie können nicht aufstehen, in so unmöglichen Lagen hat sie die Lawine zurückgelassen. Mit anfeuernden Rufen und Seilzug bringe ich sie wieder auf die Beine. Noch zitternd und Gebete murmelnd, machen sie sich wieder fertig, aber es dauert noch gut zehn Minuten, bis wir genug Kraft gesammelt haben, um weitergehen zu können.

Trotz der mühsamen Arbeit wäre es eine reine Freude gewesen, über den wundervollen Grat zu turnen, wenn uns nicht ernste Sorgen gequält hätten um das Schicksal unserer

Freunde, denn auch heute war nirgends, weder auf dem Grat noch auf dem Zermugletscher, ein Mensch zu sehen. Nur eine rätselhafte Spur führte vom Lager zum Grat und endete dort. Sollte ein Unglück geschehen sein?

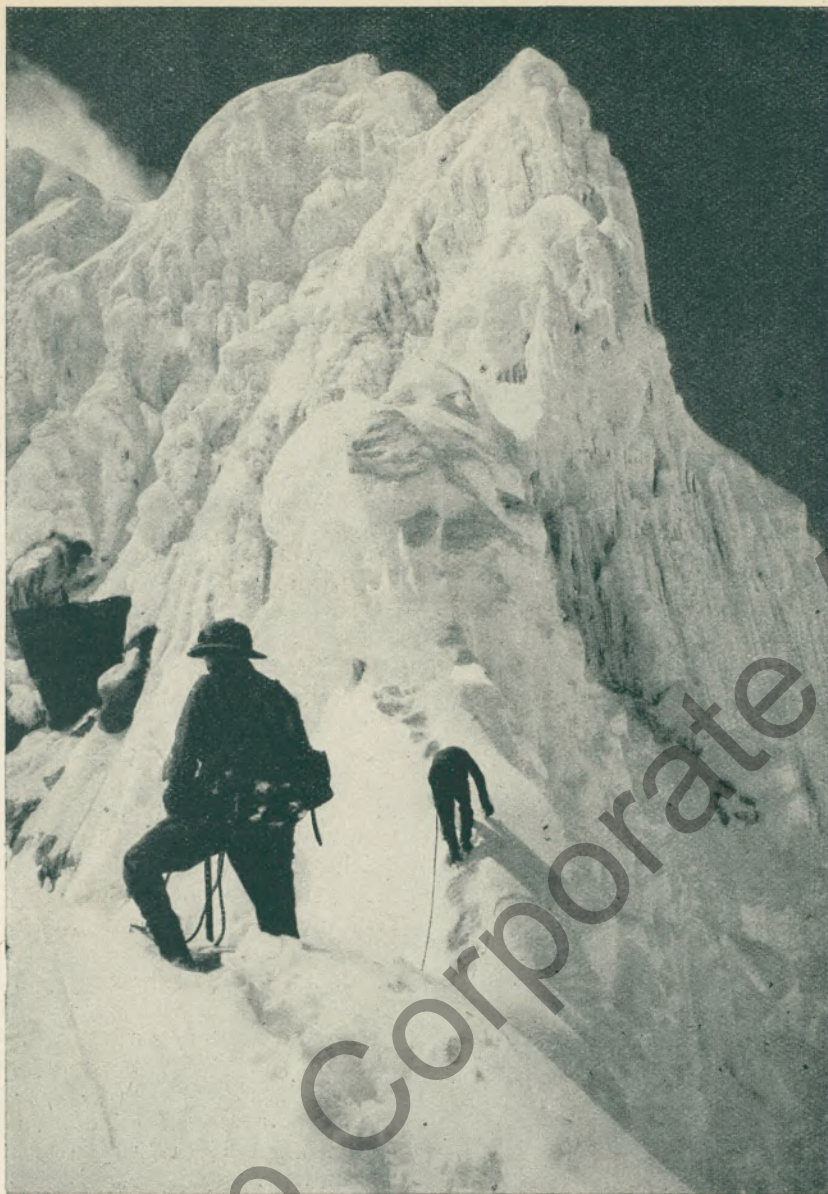
Am Abend fanden wir in der Höhle des Lagers VIII eine Meldung von Thoenes:

6. X., 8 Uhr früh.

Durch Neuschneeefall Nachtransport von Lebensmitteln am Grat nach oben undurchführbar (Spurer bis an den Bauch). Rechnen auch mit Eurem Rückzug. Verwas sämtliche Fingerspitzen 2. Gr. erfroren, nicht mehr verwendungsfähig. Gehen daher heute zum Adlerhorst zurück und erwarten dort Signale.

Ver. Karli.

Am Morgen des 6. waren sie also noch wohl auf gewesen. Heute hatten wir den Abend des 10. Was dazwischen lag? Beigel und Aufschneider? Am Abend des nächsten Tages endlich, bei unserem Eintreffen im Adlerhorst, erhielten wir die freudige Gewissheit, daß alle Mann der Gratabteilung wenigstens am Leben waren. Wir erfuhren von ihren Erlebnissen und hörten, daß Aufschneider und Beigel am 8. Oktober nach der schweren Nacht dort oben am Grat mit den letzten Kräften den Weg hinab zum Adlerhorst bahnen konnten.



Phot. Dr. Allwein.

Zwischen den Türmen oberhalb des Lagers VIII.

Auffschnaiter lag nun schneeblind im Belt, und Beigel hatte schwere Erfrierungen. Fast alle Zehen und Teile des Fußballens waren tiefblau und schwarz angefroren. Trotzdem Kraus und Thoenes und die Träger seit drei Tagen immer wieder daran rieben, waren sie nicht mehr zu retten.

Vom Lager VI gab's nicht viel zu melden. Man hatte gewartet, gewartet und wieder gewartet; Brenner hatte seinen letzten Floh — Heinrich den XXXI. jüngerer Linie — längst gefangengenommen, und Fendt hatte seine letzte Laus, das „Mariandl“, betrübt zu Grabe getragen. (Sogar unsere Träger waren allmählich vollkommen frei von Ungeziefer. Das Leben, das wir führten, sagte den Tieren nicht zu.) Als nach Einbruch der Dunkelheit auch Kraus und Thoenes noch eintrafen, die am Fuß der Wände nach den abgeworfenen Sachen gesucht und den wertvolleren Teil auch geborgen hatten, versammelten wir uns im großen Zelt und feierten mit Brenner und Fendt ein glückliches Wiedersehen.

Es ging gegen Mitternacht, als die letzten in Latscheng eintrafen. Ausgemergelt, todmüde und doch durch den wilden Aufruhr der Natur in Großkampfstimmung versezt, mit wilden Bärten, naß und schlammbedeckt vom Kopf bis zu den

Füßen, traten wir mit schweren Schritten in den hell erleuchteten Speisesaal des Dungaloms Latscheng und — standen in einer anderen Welt: ein weißer Tisch, Stühle, eine trauliche Lampe, — ein Gentleman schüttelt uns die Hand: „Oh, welcome, will you have tea or whisky?“ Ich war noch zu sehr auf Härte und Entsagung eingestellt, als daß ich sofort auf Zivilisation und Genuß hätte umschalten können. Ich nahm vorerst einige Schluck Tee, erst das zweite Glas war bei mir Whisky, und ich konnte es mir leisten. Ein Freudentrunk war am Platz, denn alle waren wohlbehalten in Latscheng angekommen.

In Latscheng war die Reise eigentlich zu Ende. Man kann sie nun von rückwärts betrachten, und da kommt es mir vor, als ob es doch eine Vergnügungsreise gewesen wäre. Es war jedenfalls ein Vergnügen, mit solchen Männern Schulter an Schulter zu stehen, es war unvergleichlich schön im Adlerhorst und auf den Grat-Terrassen, es war groß und erhaben, dem Zenit der Erde nahe zu sein, es war eine wilde Freude, die dräuenden Eisstürme zu überlisten, dem Schneesturm Trotz zu bieten, den Erdlawinen ein Schnippchen zu schlagen — und wenn uns das alles kein Vergnügen gewesen wäre, so hätten wir es nicht zu einem guten Ende führen können.

Kleine Geschichten von großen Menschen.

Von Hans Bethge.

Leonardo da Vinci.

Leonardo brauchte für den Christus seines Abendmahlbildes ein passendes Modell, suchte lange umsonst danach und fand es endlich in der Gestalt eines schönen jugendlichen Menschen namens Pietro Bandinelli. Dieser Jüngling hatte ein so reines, makelloses, von idealer Gesinnung verklärtes Antlitz, daß Leonardo ihn bat, ihm für den Christus zu sitzen. Bandinelli tat dem Meister den Gefallen mit Vergnügen, und Leonardo arbeitete mit dem besten Erfolg.

Nach einigen Jahren brauchte Leonardo ein Modell für den Judas Ischariot. Wieder suchte er lange und fand schließlich in einer entlegenen Gasse einen elenden Bettler von widerlichem, lasterhaftem Aussehen, den er aufforderte, ihm zu folgen, damit er ihm gegen Bezahlung Modell stehen könne.

Der Mann folgte dem Meister, Leonardo machte sich an die Arbeit, merkte bald voll Unruhe, daß ihm aus den Zügen seines Modells ein Stück Vergangenheit entgegenschlug, und plötzlich kam ihm schauernd zum Bewußtsein, daß das Gesicht dieses elenden Bettlers vor ihm das einst so strahlend reine Antlitz des schönen Pietro Bandinelli war. Einige Jahre des Lasters und der Sünde hatten diesen reinen Menschen bis zur gräßlichsten Entstellung vernichtet. Eine Christusgestalt und eine Judasgestalt in der gleichen Person: es grauste Leonardo, und der Pinsel glitt aus seinen Händen.

Seydlitz.

Seydlitz, der bekannte Reitergeneral Friedrichs des Großen, war schon als Kornett mit seinem Pferde wie verwachsen. Er äußerte einmal als Adjutant des Königs, daß jeder Reiter ein Feigling sei, der sich mit seinem Pferde gefangen nehmen ließe. Friedrich der Große hörte das kecke Wort etwas skeptisch mit an und nahm sich vor, dem jungen Kornett gelegentlich eine Lektion zu erteilen.

Als der König einmal die Festung Glogau inspizierte, befand sich Kornett Seydlitz wieder in seiner nächsten Umgebung. Friedrich ritt mit seinem gesamten Stabe über die Oderbrücke, mitten auf der Brücke machte er plötzlich halt, ließ auf beiden Seiten die Tore schließen und sagte zu dem Kornett:

„Seydlitz, Sie sind mein Gefangener!“

Dieser stutzte und stemmte sich in den Sattel.

„Noch nicht!“ rief er lachend, gab dem Pferde die Sporen und sprang mit mächtigem Satz über das Geländer der Brücke in die Oder.

Der Sprung gelang, Roß und Reiter erreichten wohlbehalten das Ufer.

Der König war verblüfft über diese Tollkühnheit und ernannte Seydlitz sofort zum Rittmeister.

Niemand hat diesen Titel je mit größerem Recht geführt: es war in der Tat der Ritt eines Meisters, der die Ernennung veranlaßt hatte.

Bismarck.

Ein englischer Diplomat wartete in Versailles im Wohnzimmer Bismarcks. Graf Arnim befand sich bei Bismarck; die Konferenz dauerte eine Weile. Endlich kam Arnim heraus und gesellte sich für einen Augenblick zu dem Engländer.

„Wissen Sie“, sagte er erregt, „es ist toll, was für Manieren manche Menschen haben. Bismarck ist ein Raucher von so rücksichtsloser Art, daß es in seinem Zimmer absolut nicht auszuhalten ist. Er paßt wie eine Lokomotive, ist ganz in Wolken eingehüllt, und er erlaubt sich, ein Kraut so fürchterlicher Art zu rauchen, daß man Erstickungsanfälle be-

kommt. Ich habe ihn gebeten, das Fenster öffnen zu dürfen — Sie kommen in ein Zimmer, das jetzt wenigstens einigermaßen gelüftet ist. Good by!“

Der Engländer wurde zu Bismarck hineingebeten, und dieser sagte zornig:

„Wissen Sie, es ist toll, was für Manieren manche Leute haben. Goeben war Arnim bei mir, der Mensch ist auf eine Weise parfümiert, daß es absolut nicht auszuhalten ist. Ganze Wolken von Parfüm gehen von ihm aus. Ich war gezwungen, das Fenster zu öffnen, um wenigstens eine einigermaßen erträgliche Atmosphäre herzustellen. Bitte setzen Sie sich.“

Hier bleibt nichts weiter übrig, als (wie so oft in Fällen der Geschichte) die Frage aufzuwerfen: Was ist die historische Wahrheit?

Menzel.

Zu Menzels sechzigstem Geburtstag wurde ein feierliches Abendessen im „Kaiserhof“ zu Berlin veranstaltet. Die Spitzen der Behörden, Abgeordnete aller Kunstvereine waren erschienen, der Kaiser hatte einen Vertreter geschickt. Der Kaiser hatte außerdem angeordnet, daß die kleine Erzellenz in einer Hofkutsche zum Abendessen und später vom Hotel nach Hause gefahren werden sollte.

Alles war zu der festlichen Veranstaltung versammelt — nur Menzel erschien nicht. Man wartete lange. Einige Herren, die den Künstler gut kannten, meinten, er habe es gewiß verschlafen. Schließlich machte sich eine Kommission auf den Weg, um den Jubilar zu holen. Wie erstaunt waren die Herren, als sie den Meister vor seinem Hause antrafen, den Zylinder ins Genick zurückgeschoben, wie er dabei war, mit höchstem Interesse die vor ihm stehende Hofkutsche samt den zwei feurigen Rappen zu zeichnen.

Einer der Herren erlaubte sich einen leisen Vorwurf, daß Menzel die vielen Freunde im Kaiserhof auf sich warten lasse.

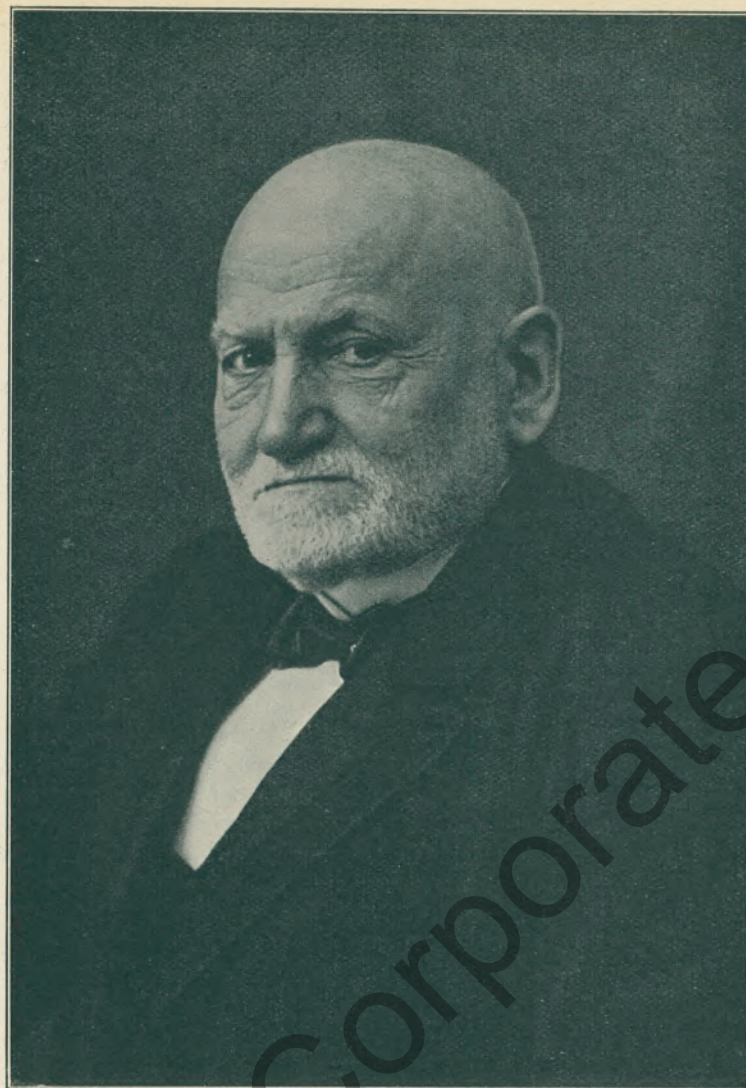
„Du lieber Gott“, sagte Menzel, und gar nicht etwa lebenswürdig, „Menschen, die ein Abendessen herunterzuschlingen und langweilige Festreden halten, kann ich so oft genießen wie ich will, aber ein Paar so wundervolle Pferde in dieser köstlichen Beleuchtung auf dem nassen, funkelnden Asphalt — wann sehe ich das wieder?“

Friedrich der Große.

Eines Nachmittags, in der beginnenden Dämmerung, schritt Friedrich der Große durch die Gemächer seines Stadtschlosses in Potsdam. Als er in den Audienzsaal kam, sah er, wie ein Uhrmacher, der ihn ehrfürchtig grüßte, sich mühte, eine schwere Bronzeuhr von der Konsole herabzunehmen, da sie offenbar reparaturbedürftig war. Friedrich der Große trat herzu, stieg auf einen Stuhl und half dem Manne die Uhr herunterholen. Dieser nahm sie sogleich unter den Arm, verbeugte sich vor dem König und ging.

Am nächsten Vormittag meldete sich der Haushofmeister beim großen König, teilte ihm, der voll Erstaunen zuhörte, mit, daß am Tage zuvor die wertvolle Bronzeuhr aus dem Audienzsaal gestohlen worden sei und daß man den frechen Dieb soeben gefaßt habe. Der Haushofmeister fragte den König, was mit dem Verbrecher geschehen solle.

„Laufen lassen“, sagte Friedrich der Große lächelnd — und etwas leiser fügte er hinzu: „Habe selber am Diebstahl teilgenommen!“



Karl Röchling.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 25. Februar.

In der Gegend zwischen Ulma und Dortmund werden die Röchlings zuerst urkundlich erwähnt. Dort lassen sie sich als Rekerding bis 1486 zurückverfolgen. Der Name macht dann verschiedene Wandlungen durch (Rekerding, Rocherding, Rocherlinck, Rechelinh) und tritt im 17. Jahrhundert in Dortmund zum ersten Male in seiner heutigen Form in die Erscheinung. Die Röchlings saßen auf ihren Höfen, versahen das Amt des Schulzen und waren geachtete Bürger.

Der am 9. September 1703 zu Kessebüren geborene Johann Gottfried Röchling hatte keinen väterlichen Hof als Erbe zu erwarten und verließ deshalb seine westfälische Heimat. Er trat in die Dienste des Fürsten Wilhelm Heinrich, an den die Grafschaften Saarbrücken und Ottweiler im Jahre 1735 infolge Erbteilung gefallen waren. Wilhelm Heinrich, dem die gewerbliche Erschließung seiner Lande sehr am Herzen lag, ließ um 1760 Versuche anstellen, die Holzkohle im Hochofen durch Koks aus Saarkohle zu ersetzen. An diesen Versuchen, die nach einigen Jahren abgebrochen wurden und auch letzten Endes kein zufriedenstellendes Ergebnis zeigten, war Röchling beteiligt. Später trat er als Kammerrat in die Dienste des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Er starb zu Schönau im Jahre 1780.

Johann Gottfried Röchling hatte fünf Söhne, von denen die drei jüngeren in der Fremde als Kaufleute ihr Glück suchten und fanden. Der älteste Sohn Christian wurde Arzt und war eine geachtete Persönlichkeit. Neben seiner menschenfreundlichen Gelehrtentätigkeit brachte er es durch große Sparsamkeit nach und nach zu einem umfassenden Grundbesitz, der später seinen Nachfahren in ihrer industriellen Tätigkeit von großem Nutzen sein sollte. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß sich in Christian Röchling, dessen Vorfahren teils Gelehrte und teils Kaufleute gewesen waren, beide Interessengebiete vereinigten: Gelehrsamkeit und wirtschaftlicher Scharfblick.

Christian Röchlings jüngerer Bruder Friedrich hatte auf Eisenwerken leitende kaufmännische Stellen bekleidet und, im Jahre 1822 nach Saarbrücken zurückgekehrt, eine Kohlenhandlung gegründet, die sich im Laufe der Jahre gut entwickelte und weitreichende Handelsverbindungen aufnahm. Das Geschäft war in der schönsten Entwicklung, als Friedrich Röchling am 18. Oktober 1836 kinderlos starb. Seinem Wunsche entsprechend, sollten die vier Söhne seines Bruders Christian das Geschäft übernehmen. Da sich diese aber damals noch im Kindesalter befanden — der älteste war 13, der

jüngste 3 Jahre alt —, so übernahm ein Verwandter, Karl Schmidtborn, das Geschäft auf eigene Rechnung mit der Maßgabe, daß die vier Söhne Christian Röchlings als Teilhaber eintreten sollten, sobald sie ihre kaufmännische Ausbildung hinter sich hatten. Wenn in den nachfolgenden Zeilen insbesondere der dritte dieser vier Brüder, Karl Röchling, behandelt wird, so sollen dadurch die Verdienste der drei anderen nicht geschmälert werden, wenngleich Karl unbedingt der bedeutendste unter ihnen war. Karl Röchling wurde am 25. Februar 1827 geboren.

Seine Lehrzeit verbrachte er bei der Farbwarenfirma Karcher & Westermann in Meß. Für Karl Röchling war es bedeutsam, daß diese Firma später zur Draht- und Drahtstift-erzeugung überging und in Urs an der Mosel ein Eisenwerk errichtete. Hierdurch konnte er sich auch im Eisensach schon frühzeitig umsehen. Nach Erledigung seiner Dienstpflicht war er noch in Le Havre und Rotterdam mit Erfolg tätig.

Im Jahre 1855 trat er zusammen mit seinem Bruder Ernst in die Firma Schmidtborn ein, die von nun an den Namen „Schmidtborn und Gebr. Röchling“ führte. Neben dem Kohlenhandel befaßte sich in Zukunft das Geschäft auch noch mit dem Handel in Koks, Briquets und später Eisen.

Die Anfänge der industriellen Tätigkeit Karl Röchlings begannen Mitte der fünfziger Jahre. Nachdem er 1852 mit der früheren Konkurrenzfirma Gebr. Haldy die Kokssofenanlage zu Altenwald erworben hatte — 1864 ging diese Anlage in den Alleinbesitz von Gebr. Röchling über —, beteiligten sich beide Firmen an der Gründung einer Eisenhütte in Pont-à-Mousson, die von der Kokssofenanlage in Altenwald mit Koks versorgt wurde. Später wurde das Werk auf Grund gesammelter Erfahrungen vollständig umgebaut und eine Röhrengießerei angegliedert. Bis 1890 war Karl Röchling Hauptbeteiligter in Pont-à-Mousson, dann sah er sich infolge französischer Umtriebe veranlaßt, aus der Gesellschaft auszuschcheiden.

Zu erwähnen ist noch die Gasfabrik in Saargemünd, die zunächst mit einem Teilhaber, bald aber ausschließlich von der Firma Gebr. Röchling betrieben wurde. Im Laufe der Jahre mußten Niederlassungen in Ludwigshafen, Basel, Duisburg-Ruhrort, Glasgow und Mailand gegründet werden, um den weitverzweigten und vielseitigen Handelsbeziehungen der Firma genügend Stützpunkte zu bieten.

Bevor von Karl Röchlings bedeutendster Gründung, den Röchlingschen Eisenwerken, die Rede ist, sei noch kurz auf seine Beteiligung an den Rheinischen Stahlwerken hingewiesen. Röchling rettete im Jahre 1874 das Unternehmen, indem er eine hohe Buchforderung für Roheisen, die die Ludwigshafener Niederlassung an die Rheinischen Stahlwerke besaß, in Aktien umwandelte, die er selbst übernahm. Zum Dank für diese Tat wählte man ihn im Jahre 1878 in den Aufsichtsrat, dem er bis zum Jahre 1895 angehörte. Dann hatten sich die südwestdeutschen Eiseninteressen des Hauses Röchling derart entwickelt, daß eine weitere Beteiligung bei den Rheinischen Stahlwerken nicht mehr wünschenswert erschien.

Karl Röchling stand bereits im 55. Lebensjahr, als er seinen Plan, ein eigenes Eisenwerk zu gründen, verwirklichen konnte. Er war sich klar darüber, daß sein Vorhaben ihm viel Mühe

und Arbeit bringen würde, zumal in einem Lebensalter, in dem andere sich schon damit abzufinden beginnen, demnächst aufs Altenteil gesetzt zu werden. Eine günstige Gelegenheit bot sich im Jahre 1881, als das im Jahre 1873 als Aktiengesellschaft gegründete Eisenwerk Böcklingen, über dem in den letzten Jahren der Unstern des Rückganges gestanden hatte, zum Verkauf kam. Die Firma Gebr. Röchling kaufte das Werk kurzentschlossen zum Preise von 270 000 M. Die Anlagen, die zwischen der kanalisiertten Saar und der Eisenbahnstrecke Saarbrücken—Trier sehr günstig gelegen waren, boten gute Entwicklungsmöglichkeiten. Einmal war durch diesen Erwerb der Koksabsatz der Grube Altenwald, der in den letzten Jahren etwas gelitten hatte, sichergestellt, zum andern aber bot das Werk die Möglichkeit, das Handelsgeschäft der Firma Gebr. Röchling in der Beschaffung von Trägern unabhängig zu machen. Dadurch war die Richtung für die aufzunehmende Erzeugung des Werkes von vornherein gegeben: ein Puddel- und Walzwerk zur Erzeugung von Trägern. Wenn man auch von Anfang an die Errichtung eines Thomasstahlwerks ins Auge gefaßt hatte, so wurde zunächst davon Abstand genommen, weil damals der Schweißstahl im Stahlbau noch herrschend war. Zehn Jahre später allerdings war das Schicksal des Schweißstahls besiegelt: der Flußstahl trat seinen Siegeslauf an, der bis in unsere Tage fort dauert. 1890 baute auch Karl Röchling ein Thomasstahlwerk, nachdem er in der Zwischenzeit den Roheisenbedarf durch Errichtung eines Hochofenwerkes und Erwerb von Eisenerzkonzessionen sichergestellt hatte. Als Ende der neunziger Jahre der Bedarf an Roheisen sich aber stark vergrößerte, schritt Carl Röchling zum Bau der Carlschütte bei Diedenhofen. Bleibt noch sein Verdienst um die Ausgestaltung des Kokereiwesens hinsichtlich Gewinnung der Neben-erzeugnisse und Verwendung der Regenerativöfen.

Als Karl Röchling am 26. Mai 1910 als Dreißigjähriger die Augen für immer schloß, hinterließ er ein Lebenswerk von größtem Ausmaß. Erzeugten doch die Röchlingschen Werke in seinem Todesjahr 1 200 000 t Eisenerz, 350 000 t Koks, 550 000 t Roheisen und 420 000 t Stahl. Einschließlich der Nebenbetriebe belief sich die Belegschaftsziffer auf 8000 Köpfe.

Trotz dieser Erfolge blieb Karl Röchling der einfache Bürger, der von seiner anstrengenden Tätigkeit Erholung im Familienkreise suchte. In seinen persönlichen Ansprüchen bescheiden, widmete er seinen Werken seine ganze Kraft, baute er für die Arbeiter die Wohlfahrts Einrichtungen so weit aus, als seine Mittel es nur eben erlaubten. Ihm war eine beidenswerte körperliche und geistige Frische bis zur letzten Stunde beschieden. Noch am Vormittage seines Sterbetages ging er seiner gewohnten Beschäftigung nach. Schwierigkeiten erkannte Karl Röchling nicht an; sie waren dazu da, damit sie überwunden wurden. Sein Interesse für jeden technischen Fortschritt erblickt am besten aus der Tatsache, daß im Jahre 1909 dem Zweiundachtzigjährigen sein 45pferdiger Mercedes nicht mehr schnell genug fuhr und er sich deshalb einen 70pferdigen Wagen kaufte. So steht Karl Röchlings Bild vor unseren Augen: ein großzügiger Kaufmann, ein fortschrittlicher Industrieller, ein ganzer Mensch!

Literatur: Nusinger, Richard: Karl Röchling, Böcklingen-Saarbrücken 1927 — Stahl und Eisen 27 (1907) S 253/54; 30 (1910) S 937.

Das einzige Mittel, um die Welt zu erneuern oder zu verbessern, ist die Erfüllung der nächstliegenden Pflichten, nicht die Jagd nach großen, in der Ferne gesuchten Zielen.

Kingsley.

Das Muß ist hart. Aber beim Muß allein kann der Mensch zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder.

Goethe.



Erster Versuch.
Zeichnung von H. Peters.

Bavaria Verlag
München.

Planvolle Haushaltsführung durch Wirtschaftsbuch und Arbeitsplan.

Von Charlotte Kloss, Berlin.

Das Jahr 1930 hat für die Mehrzahl der deutschen Familien eine fühlbare Verringerung des Einkommens gebracht. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage läßt für das kommende Jahr kaum eine Hoffnung auf Besserung der Einkommensverhältnisse und Entlastung der Haushaltskasse zu. Wenn es auch so scheint, als ob die von der Regierung eingeleitete und vom R.D.H. lebhaft geforderte Preissenkung der Lebenshaltung endlich in Fluß kommt, so dürfen wir vorerst noch nicht mit einer Angleichung von Gehaltsabbau und Preissenkung rechnen. Die berufsbewußte, pflichttreue Hausfrau wird sich in dieser ersten Lage nicht entmutigen lassen. Diejenigen Frauen, die ein Wirtschaftsbuch bereits regelmäßig führen, werden einem weiteren Gehaltsabbau mit Fassung

begegnen, sind sie doch in der Lage, an Hand ihrer Aufzeichnungen zu erwägen, wo neue Einschränkungen noch möglich sind, um einen Verdienstausfall auszugleichen. Kopflos aber bei jeder neuen Einkommenminderung wird die Hausfrau sein, die mangels Rechnungslegung keinen sicheren Überblick über die Bedürfnisse ihres Haushaltes besitzt. Ihr wird es von vornherein zweifelhaft scheinen, ohne Fehlbetrag zu wirtschaften. An diese aber wenden sich unsere heutigen Ausführungen. Ihr wollen wir im Jahr 1931 einen einfachen Weg zu geordneten Geldverhältnissen und planvoller Wirtschaftsführung zeigen.

Über den Wert der häuslichen Buchführung herrschen noch immer Meinungsverschiedenheiten. Während es den An-

hängerinnen der Buchführung unverständlich ist, wie ihre Berufsgenossinnen ohne Rechnungslegung erfolgreich haushalten können, erledigen die Gegnerinnen dieses wichtige Kapitel achselzuckend mit den Worten: Mein Geld wird nicht mehr durch das Aufschreiben der Ausgaben. Dies kann auch nicht der Zweck der Buchführung sein. Ihre Aufgaben liegen auf anderem Gebiet. Das Wirtschaftsbuch soll zu richtiger Verteilung des Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse des Haushalts anleiten, was im Interesse einer harmonischen Haushaltsführung unerlässlich ist. Die Hausfrau soll sich selbst Rechenschaft geben über den Verbleib des Geldes. Sie wird zu einer strafferen Selbstdisziplin gelangen, sobald sie dank ihrer Aufzeichnungen übersehen, wie sich die Summen für kleine, nicht lebenswichtige Ausgaben häufen. Nicht mehr blind wird sie draußloswirtschaften, sondern alle Überlegungen aufwenden, um möglichst viel Nutzen aus den vorhandenen Mitteln herauszuholen. Bald wird sie merken, daß die Mühe gering, der Lohn groß ist.

Ist der Entschluß gefaßt, über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen, so tritt die in letzter Zeit häufig besprochene Frage des „Wie“ an die Hausfrau heran. In früheren Zeiten kamen über die Methode des Buchführens kaum Zweifel auf. Man notierte fortlaufend Ausgabe für Ausgabe, ohne sie systematisch zu gruppieren. Am Wochen- oder Monatsende wurden Ausgaben und Einnahmen miteinander verglichen. Es kam in erster Linie darauf an, daß die Haushaltskasse stimmte. Wollte die Hausfrau aber wissen, welche Summe sie beispielsweise für Kleidung verausgabt hatte, so mußte sie die einzelnen Posten herausziehen und summieren. Ein anderer Posten, den jede Hausfrau kennen möchte, sind die Ausgaben für Ernährung. Für die primitive, oben angedeutete Buchführung bedeutet es eine recht mühevollen und zeitraubende Arbeit, am Monatsende die Gesamternährungssumme festzustellen. Fehlt die Zeit, so unterbleibt es, und damit geht der wichtigste Zweck der Haushaltsbuchführung, der Überblick, verloren. War manche Hausfrau hat daher die Buchführung wieder aufgegeben, weil sie ihr nur geringen praktischen Nutzen brachte. Andere wieder haben versucht, diese Mängel durch ein besonderes Buchführungssystem abzustellen; sie haben sich auf Grund ihrer Erfahrungen ein für den eigenen Haushalt geeignetes Schema ausgearbeitet. Allerdings verursachte das wöchentliche bzw. monatliche Einrichten des Buches viel Schreibarbeit, die von der vielgeplagten Hausfrau als lästig empfunden wurde. Es lag daher nahe, einen Vordruck zu schaffen, der für möglichst viele Haushaltungen Gültigkeit hat. Schon im Jahre 1879 hat der damalige Staatsminister Boffe als Anregung zur wirtschaftlichen Förderung der Lage des Beamtenstandes das „Wirtschaftsbuch für deutsche Beamte“ (Verlag Berthold Pökrantz, Hannover) geschaffen, das noch heute erscheint und von vielen Beamtenfrauen gern geführt wird. Es werden alljährlich getrennte Ausgaben herausgegeben: für den Gebrauch der Hausfrau und des Hausherrn. Das Küchentagebuch ist gut gegliedert und ermöglicht der Hausfrau einen klaren Überblick über den Bedarf des Haushaltes. In einer genügend breiten Spalte im Hauptbuch können die Ausgaben und auch die Einnahmen näher bezeichnet werden, eine dringend notwendige Einrichtung, die leider in den neueren Haushaltungsbüchern fehlt und dort auch als Mangel empfunden wird. Der Abschluß, die Abrechnung ist bei beiden Büchern monatlich vorgesehen. Es besteht zweifellos das Bedürfnis, in kürzeren Zeitabständen abzurechnen, d. h. festzustellen, ob das Geld stimmt. Gewissenhafte Hausfrauen werden diese Kontrolle sogar täglich vornehmen, denn sie haben längst eingesehen, daß dies keine Zeitverschwendung ist. Eine häufige oder gar tägliche Abrechnung ist in dem Beamtenwirtschaftsbuch nicht vorgesehen, unseres Erachtens ein Mangel, da die Hausfrau mit Zetteln und Notizbuch arbeiten muß, um das Eintommen

des Geldes festzustellen. Die neueren Haushaltungsbücher ordnen die Rubriken Fleisch, Butter, Gebäck usw. senkrecht an. Das hat vor der waagerechten Anordnung im Beamtenbuch den Vorteil, daß sich die Tagessummen besser addieren lassen. Wer nicht stark im Kopfrechnen ist, muß sich bei waagerechter Anordnung der Rubriken abermals mit Zetteln helfen, auf die die einzelnen Posten untereinandergeschrieben werden.

Von den neueren Büchern sind vor allem Fanni Pfannes, „So will ich sparen“ (Preis 2,80 RM., Grandsche Verlagshandlung, Stuttgart), Beginn 1. Januar, und das jüngst erschienene Haushaltungsbuch von Dr. Erna Meyer (Preis 2,40 RM., R. Thienemanns Verlag, Stuttgart), Beginn an keinen bestimmten Monat gebunden, zu nennen. Beide Bücher vereinigen Küchentagebuch und Gesamtausgabekonten in einem Buch. Das hat für die alleinwirtschaftende Hausfrau keinen Nachteil. Zu Schwierigkeiten aber führt es im Haushalt, der mit einer oder mehreren Hilfskräften arbeitet, in dem in der Regel die Hausangestellte, die die Kücheneinkäufe erledigt, auch diese und die Hausfrau alle übrigen Ausgaben notieren wird. Es bliebe zu überlegen, ob nicht zwei Ausgaben für Haushaltungen mit und ohne Angestellte herauszugeben wären. Beide Systeme sehen tägliche Abrechnung vor. Durch straffere, die Übersichtlichkeit keineswegs beeinflussende Zusammenfassung verwandter Ausgaben erreicht Frau Dr. Meyer die Abrechnung in der Abteilung „Gesamtausgaben“, während Frau Pfannes wegen zu detaillierter Aufzählung der Ausgaben eine dritte Rubrik dafür in Anspruch nehmen muß. Die tägliche Feststellung des noch vorhandenen Geldes kann im Pfanneschen Buch auch nur mit Hilfe von Zetteln vorgenommen werden, da die monatlich nur einmal in Frage kommenden Beträge, wie Miete, Gehälter, Gasrechnung usw., nicht ohne weiteres mit in die Rechnung einbezogen werden können. Dagegen begrüßen wir im Pfanneschen Buch die Möglichkeit, für jedes Vierteljahr, und zwar getrennt für jeden Monat, Voranschläge aufzustellen. Eine Rubrik „tatsächliche Ausgabe“ zeigt die sich jeweils ergebende Differenz. Zweifellos liegt ein Bedürfnis nach monatlichen Voranschlägen vor. Ihm wird unseres Erachtens im Haushaltungsbuch von Frau Dr. Meyer nicht genügend Rechnung getragen. Es ist ein Generalschema für einen Monatsvoranschlag, der für alle Monate des Jahres typisch sein soll, vorgesehen. Da sich aber die Bedürfnisse fast jeden Monat verschieben (man denke an den Oktober: Beschaffung oder Ergänzung der Winterkleidung, Dezember: Weihnachten, an den Juli: Reisen), ist ein monatlicher Voranschlag, der für den nächsten Monat am Ende jedes Monats aufgestellt wird, vorzuziehen.

Beide Wirtschaftsbücher werden dem Haushalt des Mittelstandes gute Dienste leisten. Das Buchführen ist bereits vielen Hausfrauen eine liebe Gewohnheit geworden, die sie nie mehr aufgeben möchten. Mitunter dauert es einige Zeit, bis sie sich an das System gewöhnt haben, das ernstliche Schwierigkeiten aber niemand bieten wird. Ein sorgfältig und sauber geführtes Wirtschaftsbuch ist ebenso der Stolz der Hausfrau wie beispielsweise eine zweckmäßig eingerichtete Küche. In diesem Zusammenhang mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Verlag Thienemann ein Preisausschreiben für die gutgeführten Haushaltungsbücher ausgeschrieben hat, um recht zahlreiche Hausfrauen zur Führung eines Wirtschaftsbuches anzuregen. Der R.D.S., der sich von jeher für regelmäßiges Buchführen eingesetzt hat, begrüßt diese Anregung des Verlages und hat sich bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen. (Näheres Seite 55.)

Über den praktischen Zweck hinaus erzählen die Wirtschaftsbücher so manches von vergangenen Tagen. Sie sind Familiendokumente, die in späteren Zeiten von Kindern und Kindeskindern gern wieder hervorgeholt werden, um Erinnerungen aufzufrischen.

Ärzte

am Kochtopf.



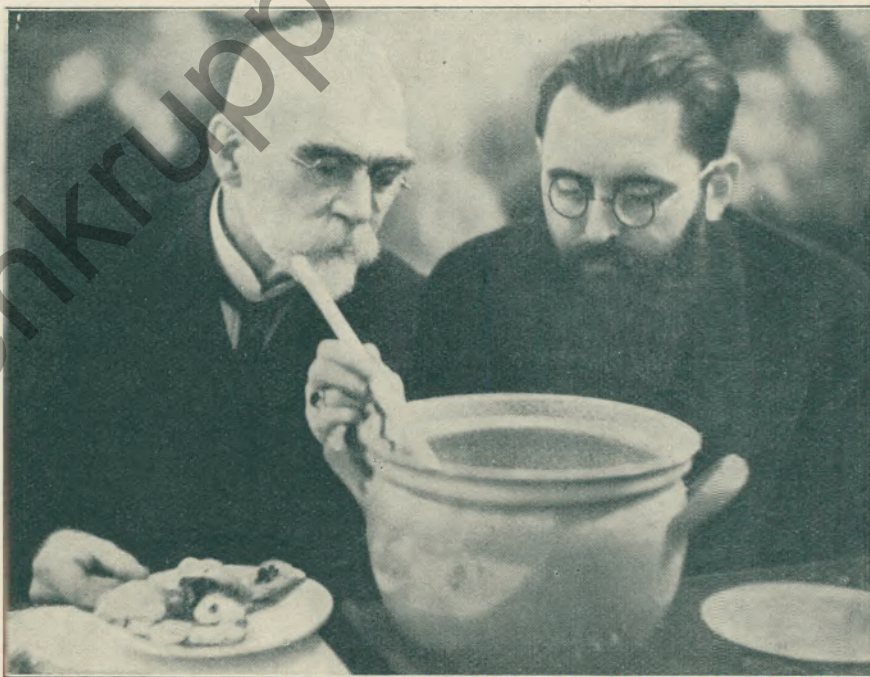
Lichtbilder Negstone Bier Company, Berlin.

Prof. Dr. Model (Bad Soelz) beim Gemüseputzen.

Die Aufdeckung der Vitamine führte zu einer Revolutionierung der Küche. Tausende von Artikeln und Vorträgen beschäftigten sich mit der Frage, wie diese Grundstoffe für den Aufbau des menschlichen Körpers am besten erhalten werden können, und ob es besser ist, die Nahrungsmittel im rohen Zustand oder gedämpft zuzubereiten. Wie jede Revolution, versank auch diese in einem Durcheinander von Begriffen. Schlagworte schwebten in der Luft, aber kaum einer wußte, wie sie zu deuten waren. Die Frage lag auf der Hand: Wer soll hier eingreifen? Die Hausfrauen? Die Köche? Theoretiker oder Praktiker der Hygiene? Bis man endlich erkannte, daß diese Aufgabe nur von den wirklichen Kennern des menschlichen Körperaufbaus, den Ärzten, einwandfrei durchgeführt und gelöst werden konnte. Von diesem Augen-

blick an war der Kochlöffel für den Arzt ein mindestens ebenso wichtiges Instrument wie das Stethoskop oder der Ohrenspiegel.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie in einer solchen Ärztesammlung Professoren und Internisten, Balneologen und Chirurgen, die besten Köpfe auf ihrem Gebiet, sich mit Dingen, wie Kartoffelschälen, Gemüseputzen, Zubereiten eines Huhns, mit einem Wort mit solchen Angelegenheiten beschäftigen, die bisher nur Sache der Hausfrau und der Berufsköche war. Professoren für innere Krankheiten, Geheimräte, ältere und jüngere Autoritäten der Medizin, beugten sich über den Kochtopf, rührten die Speisen um, kosteten sie und gaben den Gästen zu kosten, um zu demonstrieren, wie in der künftigen Diätküche der Krankenhäuser gekocht werden muß.



Geheimrat Dr. Bencke (Kassel) und Dr. von Hahn (Hamburg) am Lehrkochtopf.

Gewiß werden solche Meetings um den Kochtopf nicht nur mit Kochtopf und Kelle erklärt. Die Ärzte, die sich mit dem Thema beschäftigen, müssen sich, wie bisher, auch mit der Theorie der Sache auseinandersetzen. Gewöhnlich wird des Vormittags gekocht; die Nachmittagsstunden werden mit Vorträgen und Vorlesungen ausgefüllt. So bringt man nachmittags das Thema vor, das vormittags auf dem Gas-herd in Töpfen und Pfannen, im Dampf und Geruch der ver-schiedenen Zutaten demonstriert wurde. Man spricht über Schonungsdiät, Mast- und Entfettungsdiät, Kost für Nieren-franke und Diabetiker, über Rohkost und vegetarische Küche, über Dinge, die vorläufig den kranken Magen und die Ver-dauungsorgane der Patienten betreffen; aber da dies der Anfang allen Anfangs ist, kann man mit Bestimmtheit vor-aussagen, daß die Zeit näherrückt, in der die Ärzte die Kost der Gesunden ausarbeiten und festlegen werden. Denn wie überall ist auch hier am wichtigsten das Vorbeugen; und es ist ja bekannt, daß der Mensch durch den Magen am meisten gegen seine Gesundheit sündigt. Nach diesem schönen Anfang, bei dem Ärzte sich mit ernster Miene über den Kochtopf beugen, kann man ruhig der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der Ärzte nicht nur Krankenrezepte, sondern auch vernünftige Kochrezepte verordnen werden.

*

Dr. Max Hirsch, Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft in Berlin, demonstriert, wie man Kartoffeln zweckmäßig schält, um die dicht unter der Schale sitzenden wichtigen Nährstoffe zu erhalten.



Auf einem Ärztekongreß in Braunlage (Oberharz) wurde ein Kochkursus für Mediziner veranstaltet. Der Kursus bezweckte, die neuen Grundlagen für Krankendiät und Erhaltung der Vitamine praktisch kennenzulernen. Professor Meyer-Bisch aus Dortmund hielt hinter dem Kochherd einen Vortrag über die Ernährung der Stoffwechselkranken.

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Kann man ein ungeborenes Kind beeinflussen?

Aus einem Artikel von Dr. Thomas D. Wood und Zilpha Carruthers in „The Parents' Magazine“, New York. — Dr. Wood ist Professor für Gesundheitspflege am Lehrerseminar der Columbia-Universität, New York, und Vizepräsident der Amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Kindergesundheit.

„Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut“ — das sagen von alters her Männer und Frauen von ihren Kindern. Und doch ist dies eine grundfalsche Vorstellung.

Jedes menschliche Wesen hat in sich zwei wesentliche Stoffe: erstens jene Art Lebensstoff, die man „Körperzellen“ nennt und aus der sich die verschiedenen Glieder und Organe des menschlichen Körpers zusammensetzen, und zweitens die Art Lebensstoff, die man „Keimzellen“ nennt, die nichts mit dem Aufbau des Körpers zu tun haben, und deren einzige Aufgabe darin besteht, den Lebensstrom der Familie und der Rasse von einer Generation auf die nächste zu übertragen. Das Kind kommt also nicht aus dem Fleisch und Blut seiner Eltern, sondern aus ihren ererbten Keimzellen.

Jeder Vater sollte mit dieser Tatsache vertraut sein, weil er sich dann seine Bedeutung für seine Kinder mehr vergegenwärtigt. Keine Mutter kann noch länger von dem Gedanken beherrscht sein, daß sie es ist, die ihr Kind „erschafft“; sie ist der Treuhänder von etwas unsagbar Feinerem, als sie allein hätte zustande bringen können. Das bedeutet, daß keine Mutter durch das Lesen von Predigten aus dem werdenden Kinde einen Geistlichen machen kann, daß sie aber auch nicht mehr zu befürchten braucht, daß ihr Schreck über eine Maus oder irgend etwas anderes beim Kinde ein Muttermal in Form einer Maus hinterlassen wird.

Wenn das Kind das Licht der Welt erblickt, ist es bereits durch drei verschiedene vorgeburtliche Strömungen beeinflusst worden. Aus der Familienkeimzelle hat es seine Rassenmerkmale erhalten: den allgemeinen Körpertypus, die Form des Gesichtes und des Kopfes sowie Fähigkeiten und Neigungen für gewisse Entwicklungen des Geistes und des Temperaments. Zweitens ist es beeinflusst worden durch die körperlichen Merkmale, die beide Eltern den Keimzellen ihrer Körper mitgeteilt haben. Die Keimzellen lassen sich nicht leicht durch das gewöhnliche Auf und Ab im Befinden der Eltern beeinflussen, aber ein lang anhaltender Mißbrauch des Körpers kann sie schädigen. Die Keimzellen können durch Alkohol, Phosphor, Blei und gewisse Chemikalien oder durch die Gifte der Gifte — vor allem Syphilis — vergiftet werden. Der Einfluß der Nahrung auf die Keimzellen ist wahrscheinlich größer, als man bis vor kurzem angenommen hat. Es ist also von größter Bedeutung, daß jeder Mensch, der seinen Familiennamen stark und gesund erhalten möchte, das Seine tut, damit seine durch die Keimzellen ererbten Rassenmerkmale erhalten bleiben.

Der Anteil beider Eltern an diesen beiden Arten der Einwirkung ist gleich groß, da sie auf die einfache Keimzelle selbst und nicht auf das Kind einwirken, das mit der Vereinigung der beiden von seinen Eltern stammenden Zellen schon sein eigenes neues Leben begonnen hat. Von diesem Zeitpunkt an ist alles Gute, das dem Kinde zukommt, ein Geschenk seiner Mutter, denn mit dem Augenblick der Empfängnis haben die Einflüsse, welche auf die bis dahin unabhängigen Zellen einwirken konnten, ihre Arbeit vollendet, und alle anderen Geschenktore, mit Ausnahme des mütterlichen, sind geschlossen.

Allerdings kann die Mutter das Wohlbefinden ihres ungeborenen Kindes beeinflussen, aber nur auf einem Wege: durch ihr Blut. Die Wissenschaft hat zwischen Mutter und Kind nie irgendeine Verbindung der Nerven entdeckt, denn die Natur hat das Kind mit einem Schutzmechanismus versehen, der so vollkommen und vollständig ist wie nur irgend etwas im Leben. Die ganze Aufgabe der Mutter besteht darin, das Kind mit Nahrung zu versorgen und Abfallstoffe fortzuschaffen. Beide kommen und gehen durch das Blut. Aber durch diesen Kanal kann das ungeborene Kind auch trotz seines Schutzmechanismus durch gewisse Chemikalien, einschließlich Alkohol, Blei usw., und durch die Gifte gewisser Krankheiten tatsächlich vergiftet werden.

Aber die Fälle, in denen derartige Vergiftungen auftreten, sind verhältnismäßig sehr selten. Die meisten Mütter werden von Ärzten darauf

hingewiesen, daß sie viel Gemüse und Milch zu sich nehmen und auf ihre Nahrung achtgeben müssen. Aber nicht alle Mütter wissen, daß, da keine Verbindung der Nerven irgendwelcher Art zwischen Mutter und Kind besteht, dies der einzige Weg ist, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Denn die einzige Verbindung zwischen beiden sind die beiden Blutströme, und selbst diese kommen eigentlich nicht miteinander in Berührung, da sie in Rohrsystemen durch den Körper geleitet werden.

Die Aufgabe der Mutter beginnt und endet mit der Überwachung ihrer eigenen Ernährung und der des Kindes. Und doch ist der Glaube an sogenannte „mütterliche Eindrücke“ so sehr ein Bestandteil des Volksglaubens geworden, daß es schwerfällt, ganz von ihm loszukommen.

Aber obgleich die Mutter keine größere Möglichkeit der „Telepathie“ mit ihrem Kinde hat als seine Onkel, Tanten und Vettern, ist es falsch, zu behaupten, daß ihre Gemütsbewegungen überhaupt keine Wirkungen auf das Kind haben können. Jeder Kummer und jeder Schrecken, der genügt, um ihre eigene Gesundheit zu beeinträchtigen, wirkt sich auch auf das Kind aus, genau so wie jeder andere schädliche Einfluß sich bei ihm auswirkt, nämlich durch das Blut.

Ausnutzung der Wärme des Erdinnern.

Aus einem Aufsatz von L. L. Read, Professor für Bergwesen an der Columbia-Universität in New York, in „The Literary Digest“, New York.

In den letzten Jahren ist die öffentliche Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit durch die und da auftauchende Meinungsäußerungen erregt worden, denen zufolge wir, da das Innere der Erde sehr heiß ist, weiter nichts zu tun brauchen, als ein Verfahren zu erfinden, das die Hitze an die Erdoberfläche leitet, ohne Kohle graben und verbrennen zu müssen.

Was führt uns zu der Annahme, daß das Erdinnere einen sehr hohen Wärmeegrad aufweist? Die Entfernung von der Oberfläche der Erde zum Erdmittelpunkt beträgt reichlich 6300 km, und das tiefste Loch, das die Menschen bisher in die Erde gebohrt haben, ist etwa 2834 m tief, also etwa 0,045 % der Gesamtentfernung. Dies Loch ist der Schacht Oscar Howard's Nr. 7 Hathaway im Santa Fé Spring Field in Kalifornien, und viele Tiefen im Stillen Ozean kommen dem Mittelpunkt der Erde noch näher.

Die höchsten Berge erheben sich fast 9 km über den mittleren Meeresspiegel, und die tiefsten Löcher im Bett des Ozeans erreichen sogar eine noch größere Tiefe, so daß die von Menschen erhobten Tiefen nur etwa ein viertel so tief sind wie die von der Natur erzeugten. In den von Menschen gebohrten Löchern nimmt die Temperatur mit der Tiefe zu, aber nicht überall in gleichem Maße. Es gibt Stellen, wo die Zunahme auf je 18 m Tiefe 1 Grad Fahrenheit beträgt. In Südafrika, wo es viele tiefe Grubenlöcher gibt, nimmt die Wärme auf je 75 m um nur einen Grad Fahrenheit zu.

Wenn die Erde vor Hunderten von Millionen Jahren überall gleichmäßig heiß war, so hätte sie sich in der Umgebung der Pole schneller abkühlen müssen; wir wissen aber, daß es in Island tätige Vulkane gibt. Die einzige Möglichkeit, diese Tatsache zu erklären, besteht in der Annahme, daß in verhältnismäßig neuerer Zeit Risse entstanden sind und durch sie heiße Materie von unten hochgestiegen ist.

Den Mechanismus eines Vulkans zu erklären, ist schwieriger als eine Erklärung des Mechanismus eines Radioapparates. Vulkane sind örtlich auftretende heiße Stellen an der Erdoberfläche, ähnlich wie ein Dampfheizkörper einen örtlich begrenzten heißen Punkt in einem Zimmer darstellt. Kein Mensch glaubt heutzutage noch, daß sich das Erdinnere im Schmelzzustande befindet.

Um die Wärme im Erdinnern auszunutzen, hat man vorgeschlagen, Löcher von 5- bis 25facher Tiefe der tiefsten bisher gebohrten Schächte zu graben und die Hitze durch sie auf irgendeine Weise nach oben zu leiten. Mit der uns jetzt zur Verfügung stehenden Ausrüstung könnte man keinen 8 km tiefen Schacht graben, und niemand könnte voraussagen, ob die Kosten 5 Millionen oder 50 Millionen Dollar betragen würden. Es würden zwei Schächte erforderlich sein, und zwar einer, um das Wasser hinunterzuführen, und ein anderer, in welchem der Dampf heraufsteigen kann. Wie aber kann man die Schächte unten miteinander verbinden? Ich weiß es nicht.

Wie könnte man eine Verschüttung der Schächte durch den seitlichen Druck der Erde verhüten? Laboratoriumsversuche haben ergeben, daß Löcher in massivem Granit bis zu einer Tiefe von 18 km bestehen könnten. Ob sie in der doppelten Tiefe noch existieren könnten, ist zweifelhaft; wo kein massives Gestein vorhanden ist, bereitet die Offenhaltung der Schächte im landläufigen Grubenbetrieb große Schwierigkeiten.

Schließlich geht mit einer Erhöhung des Drucks eine solche des Siedepunktes Hand in Hand, und bei einem solch hohen Druck und bei solch hohen Temperaturen ist es unmöglich, vorauszusagen, ob man Wasser oder Dampf erzielen würde.

Selbstverständlich ist es nicht notwendig, daß das Wasser am Boden des Loches kocht; was wir aber gewinnen wollen, ist Wärme, und wir würden die Wärme sehr viel lieber in Dampfform nach oben leiten.

Wenn wir annehmen, daß auf je 30 m, die wir tiefer dringen, die Wärme um 1 Grad Fahrenheit zunimmt, so würde die Temperatur bei 7800 m 320 Grad Fahrenheit (160 Grad Celsius) betragen, also der Temperatur in einem gewöhnlichen Dampfkessel entsprechen. Nach all diesem Aufwand an Mühe und Kosten würden wir das gleiche praktische Ergebnis erzielen wie mit einem gewöhnlichen billigen Kessel mit Kohlenfeuerung, wobei der einzige Vorteil darin bestehen würde, daß man keine Kohle brauchte, wenn — und dieses „wenn“ ist dick zu unterstreichen — es gelänge, die Wärme aus dem Gestein in das Wasser zu leiten.

Gestein ist ein nicht viel besserer Wärmeleiter als die Schutzverkleidungen an Dampfrohren. Die Wärme würde vermittels Leitung durch das Gestein führen, und dies Tempo ist äußerst langsam.

Man könnte einwenden, daß es doch viele Stellen auf der Erde gibt, wo natürlicher Dampf aus dem Boden zutage tritt. Die Wissenschaft hat dies Phänomen noch nicht erklären können. Der aus dem Boden kommende Dampf enthält viel Gas und chemische Substanzen, die ihn für eine unmittelbare Verwendung in der Dampfmaschine unbrauchbar machen, und deshalb hat man versucht, den „Dampf“ zum Erhitzen von Wasser und somit zur Erzeugung von gewöhnlichem Dampf für das Betreiben von Maschinen zu verwerten. Aber da diese heißen Stellen sich gewöhnlich in Gegenden befinden, in denen keine Kraftverbraucher wohnen, so haben sie wenig Wert.

Aus dem Leben der Ameise.

Aus einem Aufsatz des belgischen Dichters und Nobelpreisträgers Maurice Maeterlinck in „The Fortnightly Review“, London.

Die Bevölkerung des Ameisenheimes besteht aus Königinnen bzw. befruchteten Weibchen, die bis zu 12 Jahren leben, zahllosen Arbeitern, die geschlechtslos sind, nicht so schwer zu arbeiten haben wie Bienen und drei bis vier Jahre leben, und einigen hundert Männchen, die nach fünf bis sechs Wochen verschwinden, denn in der Insektenwelt wird das Männchen fast stets geopfert. Nur die Männchen und die Weibchen besitzen Flügel, die sie nach ihrem Hochzeitsflug abwerfen. In kleinen Nestern gibt es zwei oder drei Königinnen, in großen bis zu fünfzig.

Jedes Weibchen hat fünf oder sechs Männchen, die sie oft auf ihrem Hochzeitsflug begleiten. Das befruchtete Weibchen sucht Schutz im Grase, wirft seine vier Flügel ab, bürstet seine Brust und macht sich daran, ein Loch in die Erde zu graben, um sich in eine unterirdische Kammer zurückzuziehen und dort eine neue Kolonie zu gründen. Die Gründung dieser Kolonie, die häufig in einer Katastrophe endet, ist eine der rührendsten und heldenmütigsten Vorgänge im Insektenleben.

Die Ameise, die vielleicht die Mutter einer zahllosen Bevölkerung werden wird, gräbt sich in der Erde ein kleines Gefängnis. Sie hat keine andere Nahrung als die, welche sie in ihrem Körper bei sich trägt, d. h. in ihrem Kropf aufgespeicherten Honigtau, ihre Gewebe und ihre Muskeln und vor allem die kräftigen Muskeln ihrer geopferten Flügel, die sie ganz

wieder in sich aufnimmt. Nichts gelangt in ihr Grab als ein wenig Feuchtigkeit, die vom Regen stammt, und vielleicht gewisse geheimnisvolle Ausflüsse, deren Natur wir bis jetzt nicht kennen. Geduldig erwartet sie die Erfüllung ihrer geheimen Aufgabe. Schließlich liegen ein paar Eier verstreut um sie herum. Schon entschlüpft einem derselben eine Larve, die sofort ihren Kokon spinnt. Weitere Eier kommen hinzu. Zwei oder drei Larven kriechen aus. Wer nährt sie? Es kann nur die Mutter sein, da die Zelle für alles andere als Feuchtigkeit undurchlässig ist. Jetzt ist sie schon fünf bis sechs Monate vergraben; sie kann nichts weiter unternehmen, denn sie ist zu einem bloßen Skelett geworden. Nun beginnt die große Tragödie. Angesichts des Todes — eines Todes, der mit einem Schlage die Zukunft, die sie vorbereitet hat, zerstören würde — entschließt sie sich, ein oder zwei ihrer Eier zu verzehren, so daß sie kräftig genug wird, um drei bis vier weitere Eier zu legen, oder sie frisst eine der Larven, wodurch sie dank der unwägbaren Nahrung, deren Natur uns unbekannt ist, wieder Kraft genug bekommt, zwei weitere aufzuziehen und zu nähren. Während beinahe eines ganzen Jahres spielt sich so das Drama ab: vom Kindermord zum Gebären, vom Gebären zum Kindermord, drei Schritte vorwärts und zwei zurück, und doch ständig mehr und mehr Vorrat vor dem Tode gewinnend, bis zwei oder drei kleine Arbeiter entschlüpfen, die allerdings schwächlich sind, weil sie vom Ei nicht genügend ernährt worden sind. Sie drängen durch die Wände der Grabkammer, um sich in der Außenwelt ihre erste Nahrung zu suchen, die sie ihrer Mutter bringen. Von diesem Augenblick an hat sie keine Sorgen mehr, sondern ihre einzige Beschäftigung bei Tag und Nacht besteht bis zu ihrem Tode in nichts weiterem als dem Eierlegen. Die Zeit des Heldentums ist vorüber; Überfluß und Wohlstand treten an die Stelle der langen Hungersnot; das Gefängnis dehnt sich aus und wird zur Stadt, die sich von Jahr zu Jahr unter der Erde weiter ausdehnt; und die Natur, die sich hier eines ihrer grausamsten und unerklärlichsten Spiele erlaubt, wiederholt anderswo dasselbe Experiment, dessen Moral und Nützlichkeit bis jetzt über unseren Verstand gehen.

Hier haben wir ein Ameisenweibchen, das sich vor dem Hochzeitsfluge niemals in die Außenwelt gewagt und sich nie an den Arbeiten des Ameisenheimes beteiligt hatte. Innerhalb von 24 Stunden ist es in seinem undurchdringlichen Grab vergraben, und dort führt es das gesamte Handwerk seiner Art aus, ohne es je gelernt zu haben. Es gräbt den Boden, höhlt Zellen aus, füttert seine Larven, öffnet die Kokons seiner Nymphen, kurzum, obgleich es mit Werkzeugen ausgerüstet ist, die viel weniger vollkommen sind als die der Arbeiter, gelingt ihr alles, was diese tun.

Führen wir uns die Tatsache zum Bewußtsein, daß, wenn wir nicht einmal solch winzige Probleme, deren gesamte Einzelheiten man in der Hand halten kann, lösen können, es eine ziemliche Annäherung ist, wenn wir uns einbilden, daß wir die Lösung derjenigen Probleme gefunden haben, die in der Unerforschlichkeit des Himmelsgewölbes vor uns verborgen sind.

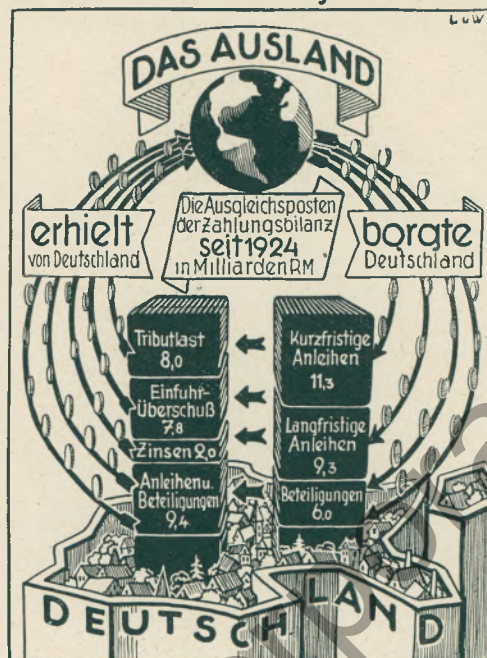
Grönland.

Aus einem Artikel von Tage Barthold Vaslev, Verfasser eines Buches über Grönland, in „Verden og Vi“, Kopenhagen.

Die meisten Menschen stellen sich Grönland als ein Land voller Schnee und Eis vor. Der Grund liegt einmal darin, daß überhaupt nur wenig Auserwählte die Erlaubnis erhalten, grönländischen Boden zu betreten, und andererseits darin, daß die meisten, die Grönland besucht haben, gern von meilenlangen Schlittensfahrten und monatelanger Winternacht erzählen, weil das auf sie den meisten Eindruck machte.

Wenn man sich nur einmal Grönlands Lage auf der Karte ansieht, so zeigt sich erstens, daß Grönland sehr langgestreckt ist, und zweitens, daß sein südlichster Ort, Julianehaab, auf dem 60. Breitengrad, dem

Die Auslandsanleihen gleichen Deutschlands Zahlungsbilanz aus



Als der Dawesplan geschaffen wurde, nahm man eine Klausel auf, nach der deutsches Geld für die Reparationszahlungen nicht in ausländisches Geld umgewechselt werden dürfte, wenn dadurch die deutsche Währung gefährdet würde. Diese sogenannte Transferklausel brauchte während der Dauer des Inkraftseins des Dawesplanes nicht angewandt zu werden, da ja Deutschland bisher aus eigenem Produktionsüberschuß keine Reparationen bezahlte, sondern diese durch Anleihen aus dem Auslande aufbrachte. Leider blieb im Youngplan diese Transferklausel weg. Man weiß aber heute noch nicht, ob es möglich ist, daß Deutschland seinen Export so viel steigern kann, daß es einen Ausfuhrüberschuß erzielt, der es ihm ermöglicht, einmal die Reparationen in der Durchschnittshöhe von zwei Milliarden im Jahre und ferner die Zinsen für die in den letzten fünf Jahren aufgenommenen Anleihen in Höhe von 2,5 Milliarden jährlich in ausländischen Devisen oder Goldwerten aufzubringen. Es ist aber klar, daß wir nicht weiterhin durch Aufnahme neuer Auslandsanleihen die Auslandsverpflichtungen decken können, da sonst sehr rasch der Punkt erreicht wird, wo Deutschland überhaupt keine Auslandsverpflichtungen nicht mehr erfüllen kann. Andererseits muß aber Deutschland die Möglichkeit gegeben werden, seinen Export zu steigern, da es ja eine andere Möglichkeit, Reparationszahlungen zu leisten, nicht gibt.

von Oslo, liegt. Dadurch rückt Grönland gleich bedeutend näher. Man kann also trotz der etwas größeren Kälte im Winter das südliche Grönland sehr wohl mit Norwegen vergleichen. Winternacht und Schlittenreifen gehören jedenfalls nur zu Nordgrönland. Im südlichen Grönland gibt es auch gar keine Schlittenhunde, da der Schnee nicht so ohne Unterbrechungen liegenbleibt, daß Schlitten als Verkehrsmittel in Frage kommen. Man muß daher scharf zwischen Nord- und Südgrönland unterscheiden. Die folgenden Ausführungen beziehen sich nur auf Südgrönland.

Die Hochseefischerei heißt dort „Strazenfischerei“, weil sie in der Davisstraße vor sich geht. Vor ein paar Jahren machte eine Anzahl von Fischern aus den Färöern in ihren kleinen Kuttern die lange Reise in die Gewässer westlich von Grönland und fand hier solch enorme Mengen von Dorschen wie wohl in keinem anderen Gewässer der Welt. Seitdem sind in den Fischbänken vor Westgrönland schon Millionen am Dorsch verdient worden, und außerdem wird dort der Gang des Heilbutts mit Eifer betrieben.

Es sind jedoch nicht die Dänen, die dort die Reichtümer des Meeres ausbeuten. Seit vier oder fünf Jahren schickt eine englische Reederei jeden Sommer eine große Fischereiepedition aus, bestehend aus zwei riesigen Mutter Schiffen, „Arctic Queen“ und „Arctic Prince“, die beide mit den modernsten Apparaten für die Hochseefischerei ausgestattet sind. Die Besatzung eines jeden Schiffes besteht neben dem seemannischen Personal aus etwa 500 Fischern.

Auch französische Fischerschiffe haben den Weg nach den Grönlandbänken gefunden. Im vorigen Jahre war ihre Zahl so groß, daß der französische Staat sich veranlaßt sah, ein Hospitalschiff für den Fall etwaiger Erkrankungen der französischen Fischer dorthin zu senden. Auch deutsche Fischereifahrzeuge sind vertreten, und zur Zeit rüstet Amerika eine Grönlandflotte mit Mutter Schiffen aus, die als schwimmende Fabriken eingerichtet werden sollen.

Die Färinger, die Pioniere der Grönlandfischerei, behaupten sich ebenfalls neben ihren vielen mächtigen Konkurrenten. Im vorigen Jahre nahmen 35 Kutter und Schoner der Färöer am Fischfang teil, und ihre Ausbeute brachte 1½ Mill. Kronen ein. In diesem Jahr verdoppelte sich ihre Flotte auf 72 Schiffe. Das dänische Mutter und ist mit nur einem einzigen Schoner vertreten.

Eine scharfe Trennungslinie besteht zwischen dieser Hochseefischerei, der „Strazenfischerei“, und der grönländischen Gjordfischerei; die Trennungslinie, die unbedingt respektiert werden muß, ist der grönländische Schärengrütel. Die Gjordfischerei ist den Grönländern vorbehalten, und all die fremden Fischer müssen draußen in der Davisstraße bleiben. Da der Dorsch in den grönländischen Gjorden in außerordentlich großen Mengen vorkommt, genügt den Grönländern die Gjordfischerei, und sie haben überhaupt kein Interesse an der weit beschwerlicheren und gefährlicheren Strazenfischerei.

Die Grönländer haben sich zu tüchtigen Fischern entwickelt. 1929 wurden in den Gjorden 5,6 Mill. kg Dorsche (berechnet in gereinigtem Zustand) gefangen. Daneben gibt es noch die Heilbuttischerei. In Jacobshavn ist eine große Fischkonferenzfabrik errichtet worden.

Die zweite Stelle im grönländischen Erwerbsleben nimmt die erst im Jahre 1906 begonnene Schafzucht ein. Ihr Begründer wurde der grönländische Geistliche Jens Chemnitz, der auf den Färöern die Anfangsgründe der Schafzucht erlernte und die ersten Schafe nach Südgrönland brachte. Jeder, der sich dafür interessierte, bekam von ihm zunächst ein Paar Schafe und später mehr zur Ausnützung überlassen. Nach zehn Jahren zählte man 200 Schafe. Daraufhin nahm sich die grönländische Regierung der Sache an und errichtete eine Schafzuchtstation in Julianehaab. Jahr für Jahr gingen weitere Grönländer zu diesem neuen Erwerbszweig über, und zur Zeit gibt es in Grönland 6000 Mutter Schafe. Schon vor tausend Jahren betrieben die Normannen unter Erich dem

Roten in Südgrönland die Landwirtschaft in großem Stil, und es ist nicht einzusehen, warum nicht heute das gleiche erreicht werden könnte, wenn nur die Grönländer die richtige Anleitung bekommen.

Der Boden Grönlands liefert an einer Stelle Jahr für Jahr ein Millionenvermögen: in dem Kynolithbruch von Ivigtut. Die Summen, die die Kynolithgesellschaft für die Konzessionsrechte an den dänischen Staat zu zahlen hat, reichen aus, um die Kosten der Verwaltung Grönlands zu bestreiten.

An verschiedenen Stellen

finden sich auch unerschlossene Kohlenlager. Mit modernen Maschinen betrieben, ist das Bergwerk von Kynolithag allein schon imstande, sämtliche Niederlassungen Grönlands mit Brennstoff zu versorgen.

Ferner sind wertvolle Metalle entdeckt, aber noch nicht näher untersucht worden. Auch Porzellanerde findet sich, und so könnten vielleicht noch mehr Erwerbsquellen genannt werden, die noch ihrer Erschließung harren.

Grönland ist also durchaus nicht eine gänzlich wertlose Gegend, sondern ein Land mit großen Entwicklungsmöglichkeiten.

Ein Engländer über England.

Aus einem Aufsatz von Harold Nicolson, früherem britischen Botschaftssekretär in Berlin, in „The Living Age“, New York.

In diesem Artikel möchte ich dem Fremden, der England besucht, einige Ratschläge geben. Er sollte nicht mit der Vorstellung nach England kommen, daß wir Engländer eine eingebilzte Rasse seien. Im Gegenteil werden wir von einem Mangel an Selbstvertrauen geplagt. Wir geraten in Verlegenheit, wenn wir uns einer ungewöhnlichen Lage gegenüber sehen. Sie als Ausländer sind etwas Seltsames für uns. Sie müssen es als eine Tatsache hinnehmen, daß alle Engländer, denen Sie begegnen, zuerst sehr verlegen sind. Sie werden dies vielleicht für Arroganz oder Stolz halten, aber das ist es nicht. Nur erschreckt sind sie, und wenn Sie sie von dieser Schüchternheit befreien, so werden sie schließlich freundlich und gesprächig.

Nun kommen wir aber zu der alten Kontroverse über das englische Essen. Wenn ein Franzose den Wunsch hat, in England zu Mittag oder zu Abend zu essen, wird er feststellen, daß die Mahlzeit für ihn fast ungenießbar ist. Seine Abneigung wird noch dadurch vergrößert, daß die würzenden Zutaten, die man ihm serviert, französische Namen tragen. Gar zu häufig sind diese Namen falsch geschrieben. Er hat das Gefühl, daß man ihm nicht nur schlechte Mahlzeiten vorsetzt, sondern daß man ihn auch noch parodiert. Und so wird er sich nach den Fleischstücken seines eigenen Landes sehnen.

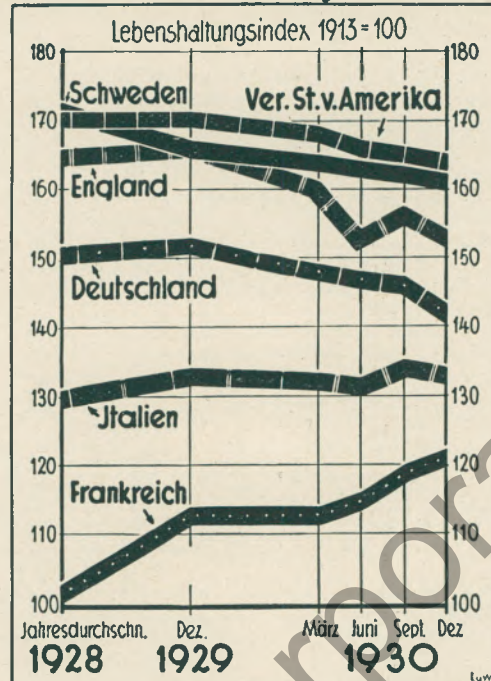
Deshalb lautet mein zweiter Rat an den Ausländer: „Versuchen Sie nie, in England zu Mittag oder zu Abend zu essen! Konzentrieren Sie sich auf das Frühstück und den Tee! Sie werden finden, daß diese beiden Mahlzeiten besser zubereitet sind als in irgendeinem anderen Lande. Natürlich kann es sein, daß Sie diese beiden Mahlzeiten nicht lieben. Aber das ist Ihre Schuld, nicht die meinige.“

Nach seiner Ankunft in London wird der Fremde, nachdem er sich gewaschen und rasiert hat, den Wunsch haben, sich zu amüsieren.

Man wird schwerlich die Behauptung aufrechterhalten können, daß London bei Nacht viel Zerstreuung bietet. Nach dem Theater mag er den Abend damit zum Abschluß bringen, daß er im Piccadilly verhaftet wird. Oder sonst muß er um 11¼ Uhr zu Bett gehen. Nun aber werden die meisten Ausländer um 11¼ Uhr erst wirklich rege. Sie wollen noch nicht ins Bett. Und es fällt schwer, ihnen auseinanderzusetzen, wie es kommt, daß unsere Vergnügungstätten zu einer solch frühen Stunde schließen.

Das Leben von Paris und Berlin, das Leben von Madrid und Rom spielt sich auf der Straße ab. In London spielt sich das Leben hinter verschlossenen Türen ab. Dem Besucher aus Übersee fällt es schwer, hinter diese Türen vorzudringen. Er fühlt sich ausgeschlossen.

Die Lebenshaltungskosten.



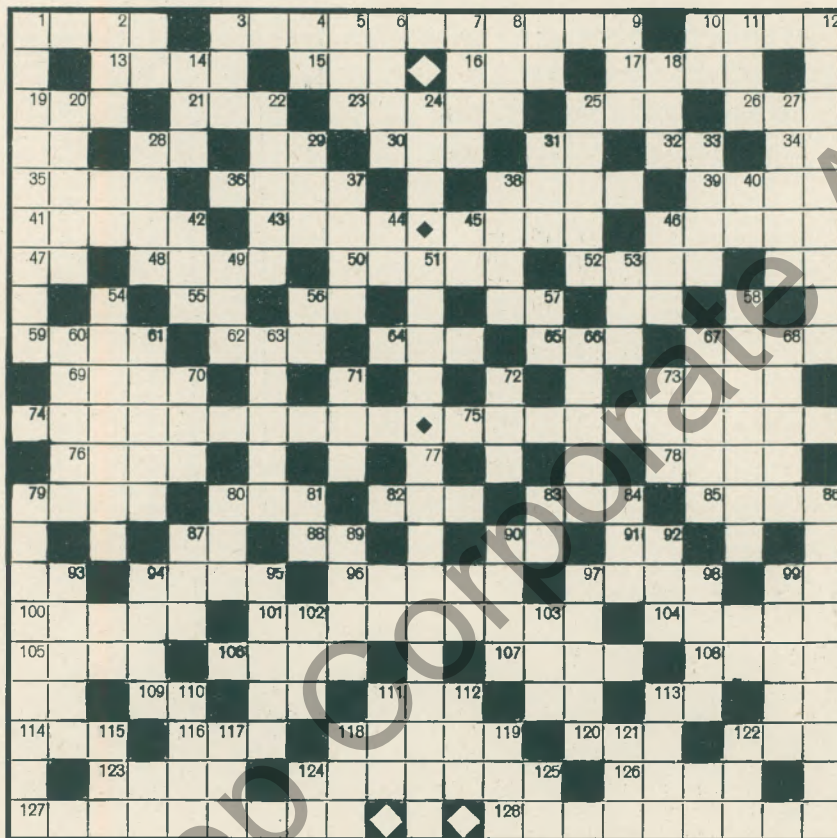
Nachdem durch die Weltwirtschaftskrise das Preisniveau auf den Rohstoffmärkten und auch für Fertigwaren sich um 10 bis 50 Prozent senkte, trat in dem internationalen Warenaustausch eine Hemmung ein: der Umfang des Welch Handels ging ganz bedeutend zurück. Es ist nun klar, daß diejenige nationale Industrie, die sich zuerst dem neuen niedrigeren Preisniveau anpaßt, zuerst wieder auftretende Kunden auf dem Weltmarkt beliefern kann. Also wird der Export dieses Landes zuerst wieder gesteigert werden können, das die niedrigsten Preise für Rohstoffe und Fertigwaren, je nach seiner Produktionsbasis, bieten kann. Der größte Teil der Preise für Fertigwarenprodukte wird durch die Höhe der Löhne im Inlande bestimmt. Die Löhne aber können nur gesenkt werden, wenn sich zu gleicher Zeit die Lebenshaltung verbilligt. Deshalb setzten bald nach dem Beginn der Weltwirtschaftskrise in den auf Export angewiesenen Industrieländern die Bestrebungen nach Preis- und Lohnabbau ein. Am meisten wurden im Jahre 1930 die Lebenshaltungskosten in Schweden gesenkt, dann in England und an dritter Stelle erst in Deutschland. Ungefähr in gleicher Weise wie in Deutschland sanken die Lebenshaltungskosten in den Vereinigten Staaten. In Italien und noch mehr in Frankreich stiegen die Lebenshaltungskosten im Jahre 1930 sogar noch an.

Technische Gedenktage.

3. 2. 1819 wurde in Schwiebus Heinrich Ferdinand Eckert geboren. Nach seinen Lehr- und Wanderjahren eröffnete er im Jahre 1846 in Berlin eine Schlosserwerkstatt. Durch seine sauberen Arbeiten erwarb sich Eckert das Vertrauen seiner Kundschaft, so daß er seinen Betrieb nach und nach vergrößern konnte. Aus einer Reparaturwerkstätte, hauptsächlich für landwirtschaftliche Maschinen, entwickelte sich so eine Maschinenbauanstalt. Zuerst baute Eckert ausländische Maschinen, hauptsächlich Pflüge, nach; allmählich aber verbesserte er diese, so daß er Patente auf seine Verbesserungen nehmen konnte. Nach und nach erweiterte er auch sein Herstellungsprogramm auf Getreide-, Drill-, Hack- und Mähmaschinen. 1857 bezog Eckert ein neues Fabrikgelände und baute seinen Betrieb ständig aus, dabei aber auch immer neue Absatzgebiete suchend, um seine Erzeugnisse unterzubringen. Als Eckert 1870 starb, konnte er seiner Familie kein Vermögen hinterlassen, aber sein Werk dauert bis in unsere Tage.
8. 2. 1923 Todestag von Ludwig Karl Friedrich Gumbel, Professor für Schiffbau an der Technischen Hochschule Berlin. Seine Forschungen bewegten sich nach zwei Seiten. Einmal beschäftigte er sich mit Untersuchungen über Reibung und Schmierung. Damit hängt noch eine Reihe von Arbeiten über Physik der Flüssigkeiten, über einen Zähigkeitsmesser u. a. m. zusammen. Andererseits betrafen seine Forschungen Schwingungsfragen, Arbeiten, die er auch im Auftrage der Marineverwaltung gegen Ende des Krieges an U-Boots-Motoren ausführte. Gumbels Vorlesungen waren äußerst eindrucksvoll, zumal er über eine zeichnerische Begabung und Gewandtheit verfügte, die es ihm erlaubte, selbst schwierigste Gleichungen seinen Zuhörern durch klare, graphische Darstellungen aufs einfachste zu vermitteln.
9. 2. 1846 wurde in Heilbronn am Neckar Wilhelm Maybach geboren. 1872 übernahm er die Stelle eines Chefkonstruktors der Gasmotorenfabrik Deutz, wohin ihn Gottlieb Daimler berufen hatte. 1882 folgte er Daimler nach Cannstatt, um dort in gemeinsamer Arbeit schnelllaufende leichte Motoren für Land- und Wasserfahrzeuge zu entwickeln. Ferner schuf Maybach in diesen Jahren auch eine Reihe heute noch in Gebrauch stehender Einrichtungen bei Kraftwagen: Spritzdüsenvergasers, Wabenkühler, Geschwindigkeitsgetriebe mit Wechselrädern u. a. m. 1895 wurde Maybach technischer Leiter der Daimler-Motoren-Gesellschaft, die er mit bestem Erfolg bis zum Jahre 1907 leitete. Er entwickelte hier vor allem den Mercedes-Wagen, der berechtigtes Aufsehen erregte und vielfach nachgebaut wurde. In den folgenden Jahren konstruierte er für den Grafen Zeppelin einen starken, dabei Brennstoff sparenden Sechszylindermotor für Luftschiffe. Der Bau dieser Motoren erfolgt seit 1912 in der nach Friedrichshafen verlegten „Maybach-Motorenbau, G. m. b. H.“, einer Tochtergesellschaft des Luftschiffbaus Zeppelin.
11. 2. 1923 starb zu Münster der ordentliche Professor der Mathematik Wilhelm Killnig. Als Schüler von Weierstraß wurde er 1892 nach Münster berufen und hat dort rund dreißig Jahre eine fruchtbringende Tätigkeit ausgeübt. Neben seiner Lehrtätigkeit hat Killnig aber auch noch eine Reihe von Forschungsarbeiten veröffentlicht, die sich in der Hauptsache mit den unendlich kleinen Bewegungen befassen und teilweise das Arbeitsgebiet des norwegischen Mathematikers Sophus Lie überdecken. An größeren Werken sind die zweibändige „Einführung in die Grundlagen der Geometrie“ und das ebenfalls zweibändige „Handbuch des mathematischen Unterrichts“ zu erwähnen, zwei Werke, die auch heute noch ihre Wirkung nicht eingebüßt haben, als Haltepunkte in der Entwicklung der Mathematik aber ihre Bedeutung behalten werden.
12. 2. 1791 wurde in Newyork Peter Cooper geboren, der ein reichbewegtes Leben als Kaufmann, Ingenieur, Unternehmer, Erzieher und Politiker führte. Seine Schulbildung war mäßig, trotzdem war er sehr aufgeweckt und lernbegierig. Er arbeitete zunächst in der Brauerei seines Vaters, kam dann zu einem Wagenbauer, beschäftigte sich nebenbei mit Holzschnitzereien, konstruierte dann eine Maschine, um Radspeichen und Radnaben miteinander zu verzapfen, beteiligte sich am Unternehmen seines Bruders, der Schermaschinen baute, gründete selbst eine Fabrik zur Herstellung solcher Maschinen, baute eine Mähmaschine, verwandelte seine Maschinenfabrik in eine Möbelfabrik, eröffnete ein Kolonialwarengeschäft, später eine Leimfabrik. Dieser blieb er zwanzig Jahre treu; sie legte den Grundstock zu seinem Vermögen. Durch Spekulation kam er in den Besitz von 3000 acres Land in der Nähe von Baltimore. Hier errichtete er ein Eisenwerk, verbesserte die Lokomotive, beschäftigte sich mit der Frage eines Flußkraftwerkes, eines Torpedos, der Verwendung der Explosivkraft des Nitrochlorids in der Luftschiffahrt und der Schaffung eines Wagenkippers. Später gründete er in Newyork eine Maschinenfabrik, vergrößerte sie durch ein Draht- und Walzwerk, verlegte sie nach Trenton, erwarb Bergwerke und Eisenbahnen hinzu und gestaltete so die Trenton Iron Co. zu einem führenden Eisenwerk. Zwanzig Jahre stand er einer Telegraphengesellschaft vor und propagierte den Bau eines atlantischen Kabels, sorgte für die Lehrlingsausbildung durch Bau eines großen Heims, der „Cooper Union“, das mit besten Lehrkräften ausgestattet war, und beschäftigte sich endlich auch noch mit Politik, ohne auf diesem Gebiete aber nennenswerte Erfolge erzielt zu haben. Er starb im Alter von zweiundneunzig Jahren.
15. 2. 1811 wurde in Dresden Christian Moritz Rühlmann geboren. Er studierte Mathematik und Mechanik, war in verschiedenen Städten als Lehrer auf diesen Gebieten tätig und wurde im Jahre 1840 nach Hannover an die damalige höhere Gewerbeschule, die heutige Technische Hochschule, als Lehrer der Maschinenlehre und angewandten Mathematik berufen. Über ein halbes Jahrhundert hat Rühlmann hier seine fruchtbringende Lehrtätigkeit ausgeübt. Seinen Ruf als technischer Schriftsteller hat Rühlmann in der Hauptsache durch seine „Allgemeine Maschinenlehre“ begründet, die in den Jahren 1862 bis 1875 erstmalig in vier Bänden erschien. Lange Jahre war Rühlmann Redaktionsmitglied der „Mitteilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover“.
20. 2. 1923 starb zu Etterzhäusen (Oberpfalz) der Hüttenmann Ernst von Fromm. Aus den Händen seines Vaters übernahm er im Jahre 1886 die Leitung der Maximilianshütte. Er hat dieses Werk in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollkommen umgestaltet und den Bedürfnissen der Neuzeit gemäß eingerichtet und ausgebaut. Vor allem hat er die Kohlen- und Erzbasis der Hütte auf eine gesicherte Grundlage gestellt. Ernst v. Fromm und auch sein Vater haben aus einem kleinen Schienenwalzwerk ein großes, weitverzweigtes, aber festgefügtes Unternehmen geschaffen, das heute einen beachtenswerten Rang in der deutschen Eisenindustrie einnimmt und insbesondere für das Wirtschaftsleben Süddeutschlands von größter Bedeutung ist.
11. 2. 1887 starb in München der Erzgießer Ferdinand von Miller. Sein Onkel Baptist Stiglmaier, der seit 1823 eine Erzgießerei leitete, die dem königlich bayerischen Berg- und Salinenamt unterstellt war, bildete den jungen Miller, der zuerst eine Goldschmiedelehrezeit durchgemacht hatte, im Erzgießereis aus. 1844, nach seines Onkels Tode, wurde Miller Leiter der Gießerei. Seine hauptsächlichsten Verdienste sind: Schaffung eines Museums für die wertvollen Modelle, Anwendung der Feuervergoldung bei schweren Gußstücken und Ausbildung der Gießtechnik bei großen Figuren. Sein größter Guß war die „Bavaria“ von Schwantaler, die eine Höhe von 15,7 m hat. Nach dem Tode Ludwigs I. ging die Gießerei in den Besitz Millers über.
13. 2. 1787 wurde auf dem Gut Falkena (Merke, Schweden) Per Lagerhjelms geboren. Er war Lustkultant und später Appellationsgerichtsrat im Bergkollegium. 1832 trat er in die Dienste des Jernkontors, wo er sich mit der Einführung der Verarbeitung des Eisens durch Walzen beschäftigte. Lagerhjelms ist auch einer der Pioniere auf dem Gebiete der Werkstoffprüfung. Er erbaute in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Maschine zur Festigkeitsprüfung des Eisens und Stahls. Diese Maschine wurde auch später noch von Knut Styffe benutzt, der auf ihr seine grundlegenden Versuche über die Festigkeitseigenschaften des Eisens ausführte.
20. 2. 1922 starb zu Remscheid Reinhard Mannesmann. Mit seinem Bruder Max entwickelte er das Walzverfahren zur Herstellung nahtloser Rohre. Nach Gründung der Mannesmannröhren-Werke trat er aus dem Unternehmen aus, um sich anderen Aufgaben zu widmen. Bekannt geworden sind seine Bestrebungen zur wirtschaftlichen und industriellen Erschließung Marokkos. Hatte Frankreich es schon vor dem Weltkriege verstanden, einen Teil der Berggerechtsame Mannesmanns in seine Hände zu bekommen, so brachte der Ausgang des Krieges die Pläne Mannesmanns vollständig zum Scheitern. 1920 verlieh ihm die Technische Hochschule Aachen die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber.

Der Mensch kann nicht leben, ohne die Arbeit früherer oder jetzt lebender Menschen zu benutzen. Darum ist klar, daß er, für andere arbeitend, trachten soll, das, was er nimmt, auch zurückzugeben. Tolstoi.

Kreuzworträtsel.

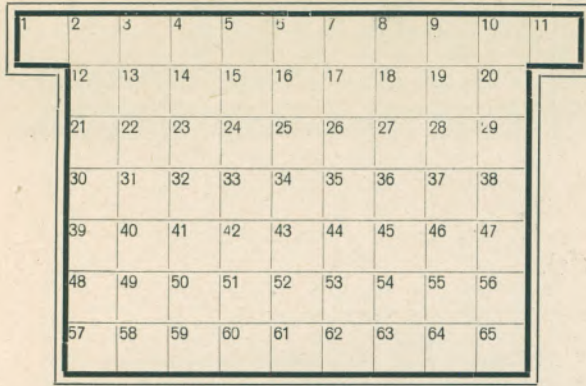


1. Waagerecht. 1. Brennstoff. 3. Bodenschatz. 10. Kohlenprodukt.
13. Holzblasinstrument. 15. Stadt in Südtirol. 16. Getränk. 17.
Schwem. 19. Präposition. 21. Lederart. 23. Mythischer König von
Phrygien. 25. Musikstück. 26. Teil des Auges. 28 mit 31 waagerecht
Erzählung. 30. Holländischer Namensbeisatz. 32. Tonstufe. 34. Auerochs
35. Englische Studienstadt. 36. Stadt in Deutschböhmen. 38. Körperteil.
39. Unkraut. 41. Bezirk. 43. Einteilung. 45. Vogel. 46. Biblischer Berg.
47. Fürwort. 48. Verwandte. 50. Sandwichinsel. 52. Stadt in Jugo-
slawien. 55 mit 56 waagerecht Seezeichen. 59. Ende. 62. Frauenname.
64. Bodenschatz. 65. Fluß zur Weichsel. 67. Schwedischer Männername.
69. Lot. 73. Nahrungsmittel (Mehrzahl). 74. und 75. Name eines
großen Industrieunternehmens. 76. Werk von Ibsen. 78. Planet.
79. Erde. 80. Wappentier. 82. Himmelsrichtung. 83. Fluß zur Donau.
85. Bewohner. 87. Fragewort. 88. Wie 32. 90. Fluß in Italien. 91. Fluß
in Rußland. 94. Fluß und Kanal zur Heiß. 96. Gangseil. 97. Fluß in
Spanien. 99. Wie 47. 100. Gefäß. 101. Von vielem etwas. 104. Trup-
pengattung. 105. Stadt in Tirol. 106. Burg Davids. 107. Frauenname.
108. Feucht. 109. Vorsilbe. 111. Frauenname. 114. Schiffsseite.
116. Lateinisch „ich“. 118. Pflanzenwelt. 120. Frauenname (Abkürzung).
122. Jüdische Münze. 123. Kreuzinschrift. 124. Wasservogel. 126. Teil
127. Hüttenprodukt. 128. Verfrachtung.

Senkrecht. 1. Besprechung. 2. Küchenmeister. 3. Vorwort. 4. Wie 91
waagerecht. 5. Stadt in Württemberg. 6. Offenherzig. 7. Stadt in Nord-
afrika. 8. Reformator. 9. Altersbezeichnung. 11. Tiroler Passionsspiel-
ort. 12. Walzwerksprodukt. 14. Fluß zur Wolga. 18. Chem. Grundstoff.
20. Kircheneinrichtung. 22. Hundearr. 24. Artikel. 25. Waffe. 27. Jün-
ger (i = j). 28. Ged. 29. Wurfpieß. 31. Besitz. 33. Männername.
37. Schiffsteil. 38. Gewürz. 40. Präposition. 42. Fluß zur Donau.
44. Lagebezeichnung. 46. Kompaßkurs. 49. Sonnengott. 51. Betrieb.
53. Fluß zur Donau. 54. Wasserpflanze. 56. Antwort. 57. Fürwort.
58. Stadt in der Schweiz. 60. Frauenname. 61. Vakuum. 63. Auswahl.
66. Europäische Hauptstadt. 67. Kleiner Ort an der Mosel. 68. Vorbau.
70. Frauenname. 71. Stadt in Belgien. 72. Nordische Göttin. 73. Neger-
stamm in Logo. 77. Stadt am Rhein. 79. Leserahm. 80. Geschwindig-
keitsmesser. 81. Auerochs. 83. Geliebte des Zeus. 84. Wie 42.
86. Stadt in Schlesien. 87. Fragewort. 89. Hirschart. 90. Hafen an der
Adria. 92. Gattung. 93. Schlingpflanze. 94. Ungarischer Männername.
95. Depeschenboot. 97. Zahlenwert. 98. Fluß in Frankreich. 99. Metall.
102. Heilmittel (i = j). 103. Raumangabe. 110. Stadt in der Schweiz.
111. Getränk. 112. Papageienart. 113. Fluß in Belgien. 115. Natur-
erscheinung. 117. Kleines Fahrzeug. 118. Stadt in Marokko. 119. Geist-
licher. 121. Fürwort. 122. Stadt in Finnland. 125. Fürwort.

Karreerätsel.

(Gefächlich geschütt.)



Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 65 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Goethe.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Trauerspiel von Goethe	5	21	51	16	17	7
2. Enge Straße	64	2	3	6	8	
3. Serbische Festung	35	13	11	24	25	
4. Wortgefecht	23	29	14	19	26	38
5. Deutsches Rechtschreibbuch	1	46	18	22	43	
6. Glänzendes Gewebe	37	30	36	39	34	
7. Norwegischer Dramatiker	48	4	47	40	56	
8. Friedensvogel	44	10	52	33	42	
9. Auerocks	9	58	50	55	17	65
10. Sinnesorgan	16	28	20			
11. Edeltwild	31	26	41	53	27	45
12. Naher Verwandter	15	32	38	59	61	
13. Nebenfluß des Bug	35	49	62	60	12	
14. Kleiner Behälter	54	16	57	63		

Weihnachtspreisaufgabe.

Wie lauten die Unterschriften?

Unsere Weihnachtspreisaufgaben „Wer kennt Deutschland?“ und „Rätselvoller Alltag“ haben, der Zahl der eingegangenen Lösungen nach zu urteilen, ebensoviel Freude wie Kopfzerbrechen bereitet. (Daß ganz Schlaue durch Rückfrage bei den Herstellerfirmen sich die Arbeit des Nachdenkens zu erleichtern versucht haben, sei nebenbei bemerkt.) Die Schwierigkeit der Aufgaben beleuchtet am besten die Tatsache, daß weit über die Hälfte der eingegangenen Lösungen falsch waren. Eine ganz besonders harte Nuß war das Bild 4, über das die meisten Einsender gestolpert sind.

Die Lösungen: 1. Wer kennt Deutschland?

- Bild 1: Ruine Drachenfels am Rhein,
" 2: Burg Elz an der Mosel,
" 3: Die Porta Nigra in Trier.

2. Rätselvoller Alltag.

- Bild 1: Aufgeschlagenes Buch,
" 2: Zigarette mit Streichholz,
" 3: Asphaltstraße,
" 4: Gummischwamm,
" 5: Spulrad einer Nähmaschine.

Als richtig wurden auch diejenigen Lösungen anerkannt, welche das Motiv abweichend von der obigen Formulierung dem Sinne nach richtig geschildert haben. Da wesentlich mehr richtige Lösungen vorlagen, als Preise vorhanden waren, wurden die Preisträger bestimmungsgemäß ausgelost.

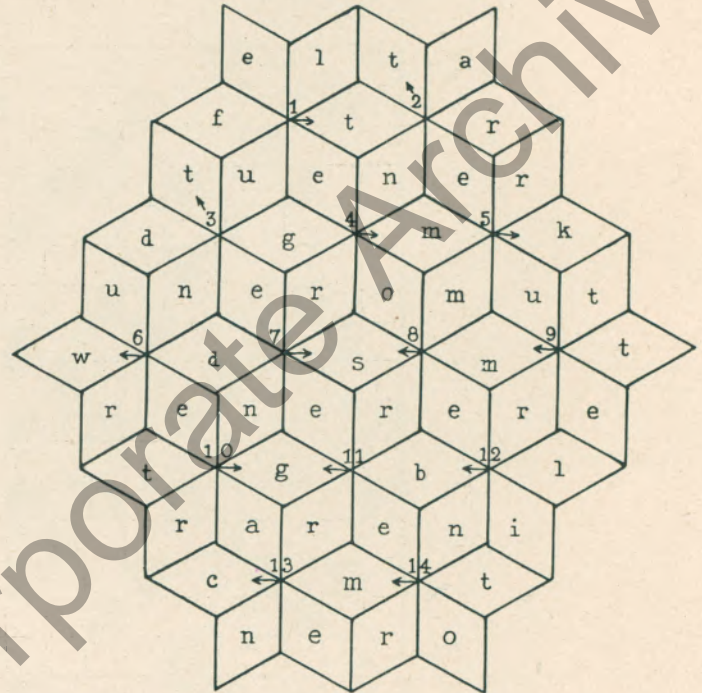
Das Ergebnis der Auslosung:

- Preis: Originalradierung von Josef Steib „Burg Cochem an der Mosel“: Herr Fr. Oberwörder, Bochum-Laar.
- Preis: Originalradierung von E. Nagel-Diek „Der Marktplatz von Düsseldorf“: Herr Hch. Thielen, Duisburg.
- bis 10. Preis: je ein Buch im Wert von 10 bis 5 RM. Herr G. Schweisgut, Dortmund-Hörde; Herr H. Helmert, Krefeld; Herr D. Bowi, Bochum; Herr H. Lösken, Duisburg; Herr J. Stachelscheid, Duisburg-Hochfeld; Herr W. Schröder, Hamborn; Herr E. Berger, Lauchhammer i. Sa.; Herr E. Schmidt, Düsseldorf.
- bis 30. Preis: je eine Sammelmappe in Ganzleinen: Herr J. Döcker, Düsseldorf; Herr J. Dinkelbach, Duisburg; Herr H. Hahn,

Hamborn; Herr J. Bürger, Bochum; Frl. L. Minjou, Düsseldorf; Herr K. Duisberg, Duisburg; Herr H. Gögen, Duisburg-Meiderich; Frau H. Dülk, Duisburg; Herr J. Weber, Bochum; Frau A. Reppin, Duisburg-Meiderich; Herr H. Verhagen, Hamborn; Herr G. Knop, Dortmund; Herr B. Batten, Duisburg-Wanheimerort; Herr A. Schwamborn, Mülheim-Speldorf; Herr A. Weber, Essen-Stoppenberg; Herr H. Holzweiler, Dortmund-Hörde; Herr H. Reifurth, Immigrath; Herr H. Schröder, Duisburg; Herr H. Otto, Bochum; Herr E. vom Stein, Krefeld.

Lösungen aus dem Januarheft.

Sternworträtsel.



1. Teufel. 2. Larent. 3. Jugend. 4. Morgen. 5. Kummer. 6. Wunder.
7. Sender. 8. Sommer. 9. Mutter. 10. Garten. 11. Gerber. 12. Berlin.
13. Carmen. 14. Mentor.

Kreuzworträtsel.

- Waagerecht. 5. Voge. 6. Leim. 7. Nab. 8. Edda. 10. Abel.
12. Urne. 15. Erde. 17. Bad. 18. Egge. 19. Emma.

- Senkrecht. 1. Mond. 2. Jena. 3. Elba. 4. Eibe. 9. Don. 11. Bar.
13. Riga. 14. Eber. 15. Eder. 16. Dame.

Karreerätsel.

1. Vermut. 2. Messing. 3. Itis. 4. Villa. 5. Jena. 6. Degen.
7. Schote. 8. Ente. 9. Eduard. 10. Vogel. 11. Schande. 12. Nichte.
13. Brunnen. 14. Hecht. 15. Vers.

Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?

Viererpypamide.

1. o. 2. Co. 3. Cos. 4. Dels. 5. Loens. 6. Lemnos. 7. Almosen.
8. Salome. 9. Mosel. 10. Cole. 11. Los. 12. Co. 13. o. 14. no.
15. Not. 16. Note. 17. Ofen. 18. Ofen. 19. Senator. 20. Nestor.
21. Stern. 22. Nest. 23. Sen. 24. Es. 25. e.

Rösselsprung.

Lästert nicht die Zeit, die reine!
Schmäht ihr sie, so schmäht sie euch.
Denn es ist die Zeit dem weißen
Unbeschriebenen Blatte gleich.
Das Papier ist ohne Makel,
Doch die Schrift darauf seid ihr.
Wenn die Schrift nicht jußt erbaulich,
Nun, was kann das Blatt dafür!

A. Grün.

Büchermarkt

12 Jahre Ruhrbergbau. Aus seiner Geschichte vom Kriegsbeginn bis zum Franzosenabmarsch 1925 (5 Bände). Von Dr. Hans Spethmann, Privatdozent an der Universität Köln.

Band IV: Der Ruhrkampf 1923 bis 1925. Das Ringen um die Kohle. 392 Seiten. In Ganzleinen Preis 8 RM. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW. 61.

Gerade in der historischen Stunde, als die letzten fremden Truppen das Rheinland verließen, die letzte Tricolore vom deutschen Fahnenmast eingeholt wurde und die Befreiungsglocken über den Rhein hinschallten, übergab Dr. Spethmann den vierten Band seiner Geschichte des Ruhrbergbaues vom Kriegsbeginn bis zum Franzosenabmarsch der Öffentlichkeit. Während der Verfasser uns im dritten Bande mit den Leitlinien und großen politischen Zusammenhängen der französischen Ruhrkohlenpolitik bekanntgemacht hat, gibt er uns in dem nun erschienenen Bande ein Bild von der Ummenge der Einzelaktionen, für das er in unermüdlicher und mühevoller Kleinarbeit Material zu einem Zeitdokument zusammengetragen hat.

Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung der Eingriffe der Einbruchsmächte in die Fehden und die damit in Verbindung stehenden Betriebe sowie mit der Darstellung des gleichzeitig einsetzenden passiven Widerstandes der Bergarbeiterschaft, der immer schärfere Formen annimmt, bis schließlich der Regiebetrieb durchgeführt wird. Ernten wir bisher die Rolle des Führertums im Ruhrkampf kennen, so rückt jetzt immer mehr die Arbeiterschaft in den Vordergrund der Darstellung. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß die Arbeiterschaft sich trotz aller ungeheuren Erschwerung ehrlich und mit Anspannung aller Kräfte und Energien bemüht hat, die Vorstöße der Besatzungsmächte abzuwehren und ihre Pläne zu vereiteln. Ohne ihre Mithilfe und Aufopferung wäre es nicht möglich gewesen, den Kampf durchzuführen. Im ganz besonderen Maße haben die Arbeiter der Christlichen Gewerkschaften in der schweren Zeit treu und unverdrossen Seite an Seite mit den übrigen Volksgenossen im Kampfe ausgehalten. Wenn auch die Haltung der sozialistischen Gewerkschaften nicht so einheitlich war, da die Parteileitung in Berlin anderer Meinung über den Abwehrkampf war, so muß Spethmann doch anerkennen, daß auch die Führer der sozialistischen Arbeiterschaft des Ruhrgebiets, insbesondere ein Teil des sozialistischen Bergarbeiterverbandes, sich zunächst vorbehaltlos auf den Boden des Abwehrkampfes gestellt hat. Schließlich gewann aber die Richtung, die im Fahrwasser der Berliner Parteileitung schwamm, die Oberhand. Diesem Umstande und dem Treiben der Kommunisten, die die Notlage der Bevölkerung für sich auszunutzen versuchten und ihre Anhänger unter dem Schutz der französischen Bajonette zum Aufstand und Aufruhr trieb, ist es zuzuschreiben, daß die sonst so einheitliche Widerstandsfrente aller Stände ins Wanken geriet.

Der letzte Abschnitt widmet Spethmann den Opfern des Ruhrkriegs. Mit erschreckender Deutlichkeit läßt er Einzelheiten aus den Tagen der Passionszeit der Ruhrbevölkerung an unserem Auge vorüberziehen. Umfangreiches Tatsachenmaterial hat er zu diesem erschütternden Kapitel, das zu einer flammenden Anklage gegen die Greuel und die Willkür der Einfallsmächte, insbesondere aber Frankreichs, wird, zusammengetragen. Mit Abscheu und Entsetzen erfährt man von Verhaftungen, Verurteilungen und Ausweisungen deutscher Männer und Frauen, die nur ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber erfüllt haben, von Mißhandlungen, Verurteilungen und Tötungen friedlicher Bürger, von Vergewaltigungen wehrloser Frauen und Mädchen. Vor unserem Auge entrollt sich noch einmal das düstere und graufame Bild der Not und des Leidens der Ruhrbevölkerung unter der Herrschaft französischer Bajonette und Reitpeitschen. Allerdings vermag der Verfasser wegen der Fülle des Stoffes nur auf einige wenige typische Vorfälle, wie die Fälle Heise-Herbst, Bürgermeister Pauls, das Gefellsystem und die Mißhandlungen der Schüler in der

Bochumer Oberrealschule, näher einzugehen. Doch dies allein schon genügt, um den Außenstehenden einen Einblick in die damalige Schreckensherrschaft der fremden Eindringlinge zu geben, und um bei denen, die den Ruhrkampf aus nächster Nähe miterleben durften, das graufame Erlebnis wieder wachzurufen.

Mit der Schilderung dieser Vorgänge schließt der vierte Band des großangelegten Werkes ab. Der Verfasser, der seine packenden Schilderungen zum großen Teil aus eigenem Erleben schöpfen kann, hat es in meisterhafter Weise verstanden, den weitwichtigen Stoff, der oft in mühseliger Kleinarbeit zusammengetragen werden mußte, mit unendlicher Liebe und Geduld zu verarbeiten und daraus ein Werk zu schaffen, das für uns und auch für die kommenden Geschlechter von unschätzbarem Wert ist und bleiben wird. Dr. Fischer.

Nur eine beschränkte Anzahl

von gebundenen Exemplaren des Jahrgangs 1930 unserer Zeitschrift „Das Werk“ ist noch vorrätig.

Wir geben diese zu folgenden Preisen ab:

in Halbleder, grün, mit Goldpressung RM. 14.—

in Ganzleinen, grün, mit Goldpressung RM. 13.—

Bestellungen an die Geschäftsstelle
Düsseldorf, Breite Straße 28.

Preise für gut

geführte Haushaltungsbücher.

In den letzten Jahren ist erfreulicherweise in den Kreisen der Hausfrauen das Verständnis gestiegen für die Bedeutung einer geordneten Buchführung für den Haushalt. Es sind eine Reihe von Haushaltungsbüchern erschienen, deren zweckmäßige Anordnung und Einteilung es ermöglichen, daß die Haushaltungsbuchführung mit dem geringsten Aufwand an Zeit von jeder Hausfrau erledigt werden kann. Um das Interesse an einer regelmäßigen Buchführung in den Kreisen der Hausfrauen zu stärken, hat der Verlag Thienemann das soeben erschienene, von Dr. Erna Meyer herausgegebene Haushaltungsbuch mit einem Preisaus schreiben verbunden. Der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine hat diesen Plan begrüßt und ihn durch Übernahme des Preisrichteramtes unterstützt.

Prämiiert werden die während des Jahres 1931 (oder vom 1. April 1931 bis 31. März 1932) am besten geführten Haushaltungsbücher von R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Die Auszeichnung erfolgt nach folgenden Gesichtspunkten:

- Regelmäßigkeit und Vollständigkeit der Führung.
- Zweckmäßigkeit der Einkommensverteilung unter Berücksichtigung der Einkommenshöhe und der Größe und Art des Haushaltes.
- Möglichkeit der Auswertung für die Aufstellung von Haushaltsvoranschlägen.

Es sind folgende Preise vorgesehen:

Erster Preis	50 RM.
Zwei zweite Preise zu 25 RM.	50 RM.
15 Preise zu 20 RM.	300 RM.
	400 RM.

Dem Preisrichterausschuß gehören an: Frau Maria Jecker, 1. Vorsitzende des RDH.; Frau Emma Kromer, Mitglied des Geschäftsführenden Vorstandes des RDH.; Frau Alara Erain, Vorsitzende des Landesverbandes Mecklenburg des RDH.; Frau Lilli Kaulla, Stuttgart; Fräulein Charlotte Kloss; Frau Dr. Erna Meyer, München.

Die Bücher sind bis zum 1. Februar 1932 an die Geschäftsstelle des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 114, einzusenden. Die Preisverteilung erfolgt Ostern 1932. Das Ergebnis wird in der Aprilnummer der „Deutschen Hausfrau“, Zeitschrift des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine, und in der „Neuen Hauswirtschaft“ veröffentlicht.

Den Teilnehmerinnen am Preisaus schreiben geht nach Einsendung der Bücher ein Fragebogen zu, um die notwendigen Angaben über Personenzahl, Größe der Wohnung und besondere Verhältnisse festzustellen. Die Bücher werden nach Preisverteilung zurückgesandt.

Die Haushaltungsbücher von Dr. Erna Meyer (R. Thienemanns Verlag, Stuttgart) kosten 2,40 RM. Sie sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die Botanikertrommel

enthaltend die bymstellen im veranordneten Monat

einschauenenen Spottwörter

Der Lehrer hatte einen Goldfisch in die Schule mitgebracht. „Könnt ihr mir sagen, Kinder, was das für ein Fisch ist?“ fragte er. „Aber sicher“, erwiderte ein kleiner Junge, „das ist eine reich gewordene Sardine.“ (Das Illustrierte Blatt.)

*

Mitten in die spiritistische Sitzung kam gestern Rippe. Man fragte ihn: „Mit wem möchten der Herr denn sprechen? Mit dem Altbater Goethe, mit dem großen Schiller oder mit einer verstorbenen Tante?“

Bat Rippe: „Lassen Sie mich einmal mit Uhland 34587 sprechen, ich versuche schon seit einer halben Stunde vergeblich, damit eine telephonische Verbindung zu bekommen.“ (Münchener Illustrierte.)

*

Neumann: „Ich möchte nur wissen, wie der Brockhaus sein erstes Lexikon schrieb?“

Lehmann: „Sehr einfach! Der hatte wahrscheinlich mal Krach mit seiner Frau, und wie's dann so geht, da gibt ein Wort das andre!“ (Die Woche.)

*

Der Lehrer will seinen Schülern den Begriff „Wunder“ klarmachen. „Wenn du nun einen hohen, hohen Baum kletterst“, wendet er sich an den kleinen Georg, „und plötzlich fällst du aus 40 Meter Höhe auf die gepflasterte Straße, ohne dich im geringsten zu verletzen — was ist das dann?“

„Schwein“, strahlt Georg.

„Ja. Es heißt aber nicht ‚Schwein‘, sondern ‚Glück‘. Und wenn sich das nun mal wiederholte?“

„Das war 'ne Glückssträhne!“ sagt Georg.

„Schön“, gibt der unermüdliche Lehrer zu. „Wenn dir das nun aber ein drittesmal passiert?“

„Dann ist das Training“, entscheidet Georg.

(Berliner Illustrierte.)

*

„Vater, was ist eigentlich der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten?“

„Ja, wie soll man dir das erklären? — Stell dir 'n Stück Schweizerkäse vor — der Optimist sieht daran nur den Käse, der Pessimist nur die Krümel!“ (Die Woche.)

Schafe. Elementarunterricht im Rechnen bei den ganz Kleinen. Der Lehrer arbeitet mit praktischen Beispielen:

„Zwei Schafe und zwei Schafe sind vier Schafe. Und noch vier Schafe sind acht Schafe. Acht Schafe sind eine Herde.“

Ein kleiner Knirps wiederholt: „Zwei Schafe und zwei Schafe sind vier Schafe. Und noch vier Schafe sind acht Schafe. Acht Schafe sind eine Behörde.“ (Kölnische Illustrierte.)

*

Das große Büfett des kleinen Bahnhofes lag still und verstaubt. Ein Reisender kam.

„Kann ich den Wirt sprechen?“

„Bedaure. Der Wirt ist nicht da. Jedes Jahr um diese Zeit zieht er sich drei Tage zurück und ist für niemanden zu sprechen.“

„Aha“, nickte der Reisende, „da macht er sicher die belegten Brötchen für das ganze Jahr.“ (Münchener Illustrierte.)

*

Emil hatte sich von Adolf ein Buch geliehen. Adolf mahnt und mahnt. Und da alles nichts nützt, wird er dringlich und sucht Emil in seiner Wohnung auf. Der führt ihn vor den Bücher-schrank, in dem Buch an Buch steht, und sagt: „Siehst du, von all diesen Leuten ist keiner so aufdringlich gewesen wie du. Und du willst mein bester Freund sein?“ (Die Woche.)

*

Drebbchen, in Niesla, schwärmt für altdeutsche Vornamen. Nach Siegfried und Gisela will er seinen dritten Sohn Dankwart taufen lassen.

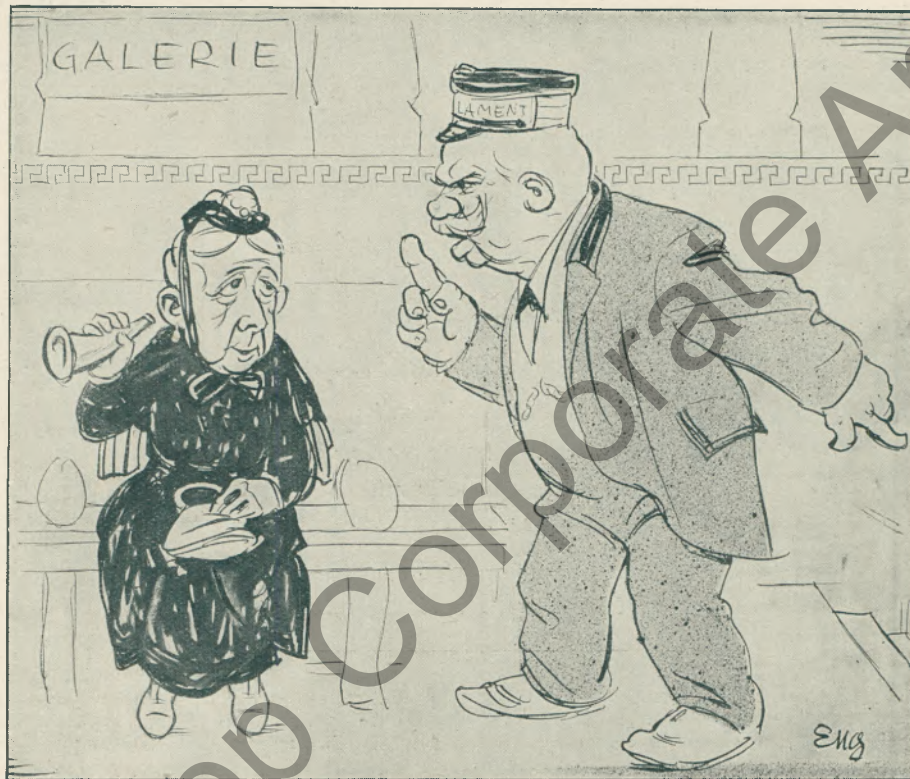
Da glupscht der Standesbeamte über seine Brille weg und sagt: „Dankwart — das is 'n Beruf, in der Audobrangshe, atwer geen Vorname!“ (Münchener Illustrierte.)

*

Naturkunde. „Nun, Fritz, kannst du mir sagen, welches fleißige Insekt dafür sorgt, daß deine Mutter schöne seidene Strümpfe tragen kann?“

„Ja wohl, Herr Lehrer, mein Vater!“

(Die Wochenschau.)



Eine verhütete Störung im Reichstag

oder

Das verkannte Hörrohr.

„Den Kleinsten Tut, Madamen, und Sie fliegen raus!“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 7 RM., Einzelheft 70 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 5 RM., Einzelheft 45 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergiffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.